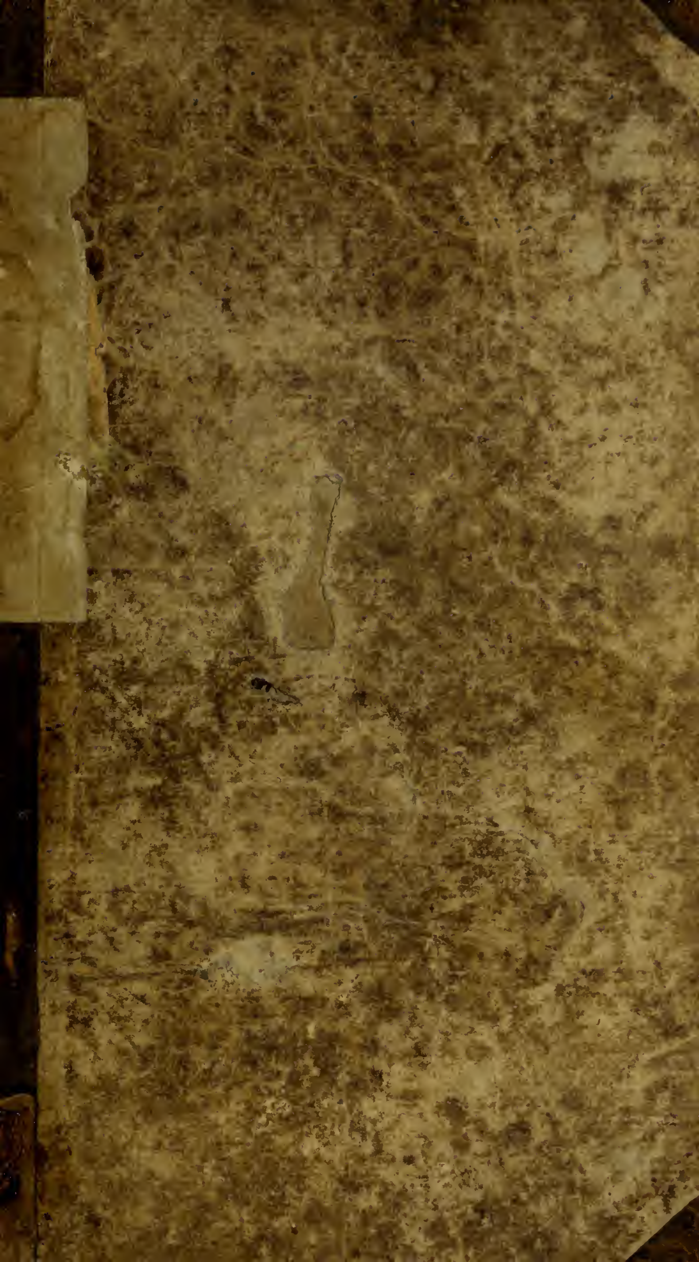


Zeichnungen

aus dem Leben

berühmter Abentheurer.

Ein Beitrag zu der Geschichte wirklicher Begebenheiten.

Von

C. H.

Neuhaldensleben,
bei C. A. Eyraud.
1833.

Die Sclavin.

Surinam, eine Kolonie, die an Größe fast dem Königreich Hanover gleichkommt, liegt auf der nordöstlichen Spitze von Südamerika. Die Nähe dieses üppig fruchtbaren Landstrichs an der Linie — vom zweiten bis sechsten Grade nördlicher Breite — verursacht glühende Hitze, die durch die tiefere, im Meere sich verlierende Abdachung und durch die daher entstehenden vielen Sümpfe die ganze Gegend zu einer der ungesundesten für die Bewohner, besonders für die Europäer macht. Blos die ausgezeichnete Fruchtbarkeit und der fast ans Unglaubliche grenzende Gewinn der kostbarsten Erzeugnisse für den verfeinerten Luxus, können den Europäer — gerade wie in dem gleich ungesunden Batavia — bestimmen sich hier anzubauen und sein Leben auf das gewagteste Spiel zu setzen; um — wenn er nur einiges Glück hat, in wenigen Jahren reich zu sein. Viel zur Verbesserung

des Klima bewirkten die Gegenanstalten der dort angesiedelten Europäer. Ungeheure Waldungen, die ganze Districte mit den größesten Bäumen, aber noch mehr mit einem undurchdringlichen Gewebe von Schlingpflanzen und Lianen bedeckten, wurden theils ausgehauen, theils in der trocknen Jahreszeit durch Flammen und Gluth in Aschenfelder verwandelt; Sümpfe und Moräste wurden durch Kanäle ausgetrocknet; das gewonnene Erdreich wurde angebauet; aus Sümpfen, die vom Gewürm und Insecten wimmelten, entstanden die üppigsten Wiesen, die fruchtbarsten Felder; und nur ein Zeitraum von vier bis fünf Jahren war nöthig, eine in die Augen fallende Verbesserung des tödtlichen Klimas zu bewirken. Zwei große, lange anhaltende Regenzeiten und eben so viel trockne Zeiten hat dieser Erdstrich, in dem nur die einzige Stadt Paramaribo, einige Meilen von der Mündung eines beträchtlichen Flusses, in einer reizend schönen Umgebung sich findet. Die Pflanzungen der ganzen Kolonie erstrecken sich, vom Meer an gerechnet, über zwanzig Meilen ins Land hinein. Etwas über zweitausend Europäer und achttausend freie Neger oder Mulatten bilden die Zahl der Be-

wohner, die durch mehr als funfzigtausend in Afrika geraubte und auf dem Sclavenmarkte erkaufte Negersclaven, unter Aufsicht eigens dazu angesetzter Sclavenwärter ihre Felder und Gärten bebauen lassen. Reiß, Vanille, Zucker, Kaffee, Taback, Indigo und Baumwolle — lauter Erzeugnisse, die viel Werth haben und in Europa reichen Absatz finden, werden hier in großer Menge gewonnen, in großen Vorräthen nach Europa gebracht.

Früher kam zu den großen Gefahren, die das Klima durch Mangel an Kultur des Landes hervorbrachte, zu den gefährlichsten Krankheiten und den tödtlichsten Seuchen, noch die ungleich größere Gefahr, von den, im Innern des Landes in unzugänglichen Wäldern wohnenden freien Negern überwältigt zu werden. Diese — unter dem Namen Maron-Neger bekannten Horden, bestanden aus entlaufenen Sclaven, die sich mit denen an der Grenze wohnenden Wilden vereinigt hatten; sie zeichneten sich durch Körperstärke, durch Gewandheit und List — aber mehr noch durch nie zu befriedigende Rachsucht, durch einen nie zu stillenden Blutdurst aus. Ihre Wohnungen waren freilich nur leicht gebauete Hütten; aber diese lagen

hinter unersteiglichen Felsenketten und Gebirgs-rücken — oder in undurchdringlichen Waldungen, in denen nur sie Weg und Steg finden konnten — oder auf einzelnen aus meilenbreiten Sümpfen sich hebenden höhern Gegenden, zu denen nur sie auf — jeden Fremden unbekannten Wegen — kommen konnten.

Vergebens und unnütz waren alle Gegenanstalten der damaligen Besitzer der Kolonie, der Holländer. Ganze Regimenter, die man zur Besiegung dieser Unholde aus Europa nach Surinam schickte, wurden das Opfer des ihnen ungewohnten Himmelsstriches; ansteckende Seuchen rafften sie hin; oder sie fielen im Kampfe mit den Negern, die mit Feuergewehr hinter jedem Gebüsch, auf den anrückenden europäischen Krieger lauerten und ihn dann, wenn er in Schußweite gekommen war, erlegten. Diese gefährlichen Feinde waren nicht zu zwingen; die Gefahr der ganzen Kolonie stieg mit jedem Tage — und man sah sich endlich gezwungen, im Jahre 1738 durch Geschenke und Abtretung mehrerer Districte einen Frieden und mit diesem die ungestörte Sicherheit der Kolonie zu erkaufen. Sechzig Jahre hatte dieser Frieden die Kolonie gesichert — die Eng-

länder waren jetzt die Herren dieses Gebietes, das sich dieser Macht freiwillig übergeben hatte — als die von der Obrigkeit befohlene, öffentliche Bestrafung eines Diebstahls, von einem der Oberhäupter dieser Neger begangen, Veranlassung zu einem neuen Kriege gab, der um so gefährlicher war, da das, während der französischen Revolution gegebene Gesetz, vermöge welches alle Negersclaven freie Menschen sein sollten, die Sclaven der Kolonie zum Entlaufen und zur Vereinigung mit jenen Feinden vermogte. — Nie war die Kolonie in einer größern Gefahr; nie standen das Leben, die Familien, die Wohnungen und die Früchte einer so viele Jahre hindurch angewandten Thätigkeit so auf dem gefährlichsten Punkte, als diesmal. —

Allein eben so kräftig waren die Gegenanstalten der damaligen Besitzer, der Engländer — eben so durchdacht der Plan, den sie aller Schwierigkeit ungeachtet glücklich ausführten. Kaum zu ertragen waren die Mühseligkeiten der brittischen Krieger bei den Angriffen des Feindes. Sie mußten oft ganze Tage bis über den halben Leib im Wasser anrücken — mußten oft Sümpfe und Moräste von zehn und

mehreren Meilen durchwaten — mußten oft meilenlange Wege durch Gesträuch und Schlingpflanzen hauen, um dem Schlupfwinkel der Feinde näher zu kommen. Und dennoch wären fast alle diese Mühseligkeiten unnütz gewesen — denn selbst der entschlossenste Engländer fing an, muthlos an dem Gelingen des Krieges, an der Möglichkeit des Sieges zu zweifeln — als der Rath eines brittischen Jägers entschied. Dieser in Reihe und Glied stehende Krieger — erinnerte sich, daß bei der ersten Besitznahme Amerikas die Spanier sich großer, abgerichteter Hunde bedient hatten. Er theilte dies seinen Vorgesetzten mit; man ließ mehr als vierzig spanische Jäger und einige hundert auf Negerjagd abgerichtete Hunde kommen.

Unter den Negern herrschte das wohl nicht ungegründete Vorurtheil, daß diese Bestien die furchtbarsten Menschenjäger wären.

Die Neger sahen, welche wirksamen Anstalten die Engländer schon gemacht hatten; sie sahen, wie diese muthvoll näher rückten — sie empfanden den drückendsten Mangel, da ihnen schon der Proviant und das Wasser abgeschnitten war — jetzt verbreitete sich die Nachricht von der Ankunft dieser abgerichteten Hunde — jetzt hörten sie das

schauderverbreitende Geheul dieser Thiere — da überfiel die aus Mangel Ermatteten, Todesfurcht; sie baten um Frieden und machten keine weitere Bedingung, als die, ihnen das Leben zu lassen. So ergaben sie sich, der Frieden wurde abgeschlossen und zwanzigtausend dieser Neger wurden als Sclaven nach Jamaica geschickt. —

Der Frieden zu Amiens im Jahre 1801, gab den Holländern die Kolonie Surinam wieder zurück.

Einer der reichsten Plantagenbesitzer der ganzen Kolonie, war vor dreiundvierzig Jahren Jansen Vahlendieck, ein geborner Rotterdammer, der Sohn eines kleinen Victualienkrämers, der arm und hülflos sein Vaterland, nach des Vaters Tode, verließ und in einem Zeitraume von funfzehn Jahren zu einem Crösus der Kolonie wurde. Jansens Geschichte liefert einen merkwürdigen Beitrag zu der Geschichte der Launen des blinden Glückes. In seinem Vaterlande schien ihm jede Erwerbsquelle versiegt; er verließ es; entkam mit größester Lebensgefahr den Händen der preußischen Werber, die ihn schon durch List über die Grenze gelockt und sich sei-

ner bemächtigt hatten. Umherirrend und ungewiß, wo er für den morgenden Tag seine Bedürfnisse finden werde, traf er in Arnheim zwei Herrnhuter an, die im Begriff waren nach Amsterdam zu gehen, um von dort aus nach Surinam über zu schiffen. Die diesen Leuten so eigene süße Freundlichkeit und das Wohlwollen, das sie jedem beweisen, gab dem Unglücklichen ein gewisses Vertrauen; er eröffnete Beiden seine ganze Lage. Mit wahrer Gutmüthigkeit nahmen sich die frommen Brüder des Verirrten an; sie thaten dies um so mehr, da seine Bekanntschaft mit der holländischen Sprache ihnen manchen Vortheil versprach.

Gern und dankbar nahm er den Antrag an, diese milden, guten Männer auf ihrer Reise nach Süd-Amerika zu begleiten. Ein Antrag, der ihm um so willkommner war, da er selbst längst schon den Wunsch gefühlt hatte, größere Seereisen zu unternehmen; ein Wunsch dessen Erfüllung ihm große Reichthümer im entzückenden Prospect zeigte. Während der ganzen Reise nahm er sich wie die Pflicht der strengsten Dankbarkeit es nur fordern kann. Sein stilles, bescheidenes Betragen — seine Aufmerksamkeit auf jedes Bedürfniß seiner Wohlthäter — sein

reger Eifer diesem zur Stelle und unverdrossen abzuhelfen, zog nicht nur das Band einer gewissen Freundschaft zwischen ihm und seinen Wohlthätern immer dichter; sondern war auch Ursach, daß der Schiffscapitain, ein schlichter, rechtlicher Mann, auf den treuen Jüngling aufmerksam wurde. Er hätte ihm vielleicht angetragen, in seine Dienste zu treten, hätte ihn nicht der Anschein, dieser junge Mensch gehört zu der Verbindung der Herrnhuter und sein Posten ist ihm in Peremaribo schon bestimmt, von der Aeußerung dieses Wunsches abgehalten. —

Glücklich kam das Schiff an der Mündung jenes Flußes an — die Boote wurden ausgesetzt; jene beiden Herrnhuter verließen das Schiff — Jansen stand, nach genommenem Abschiede traurig auf dem Verdeck, mit nassen Augen dem Boote nachblickend. So traf ihn der Capitain. — „Warum fährst du nicht mit? — fragte er. Jansen gestand ihm, daß er mit jenen beiden Herrnhutern in gar keinem bindenden Verhältnisse stehe, daß er blos sie bedient habe, um nach Amerika zu kommen, und daß er jetzt nun ein Unterkommeu suchen müsse. — „Kannst du schreiben und rechnen? verstehst du noch eine andere Sprache?“ fragte der Capi-

tain. Eine Frage die Jansen bejahete. — „Nun dann sei unbesorgt für dein gutes Unterkommen. Sieh dich um! Alle diese Pflanzungen, die du hier gewahr wirst, gehören meinem Bruder und bei dem bringe ich dich unter.“ —

Der brave Mann hielt Wort. Sein Geschäft als Führer des Schiffes war kaum abgemacht, als er schon mit dem Fremdling zu seinem Bruder eilte. Schon die ganze Pracht der Anlagen, die herrlichen Anpflanzungen, die üppigen Felder, die mächtigen, angefüllten Magazine, die Schaaren arbeitender Sclaven und Sclavinnen mußten den Fremdling in Erstaunen versetzen. Einen solchen Anblick hatte er nie gehabt — nie war ihm der Reichthum unter einer so auffallend reizenden Aussenseite erschienen. Aber mehr als alles dies wirkte der erste Anblick des edeln Besitzers auf sein Herz. Van Bloos — so hieß der Besitzer, dem Jansen jetzt von dem Capitain vorgestellt und als hülfsbedürftig empfohlen ward, nahm den Verlassenen mit Vatergüte auf, er prüfte noch an diesem Tage seine Kenntnisse; und da er diese bewährt fand, ernannte er ihn mit einem ansehnlichen Gehalte und unter dem Versprechen der anständigsten Behandlung zu seinem Geheim-

schreiber. So sehen wir den Jüngling auf der ersten Stufe seines Glückes; bald erstieg er die folgenden. In Jansens Benehmen lag eine gewisse Bescheidenheit, die jeden für ihn einnahm, die ihm überall Freunde erwarb. Nimmt man dazu seine Kenntnisse, und besonders sein ausgezeichnete schönes Aeußere — so wird man es wohl nicht unglaublich finden, daß die einzige Tochter — das einzige Kind des reichen Van Bloos den schönen Holländer liebenswürdig fand. Auch Maria konnte zu den Schönheiten gerechnet werden — daher eben so natürlich, daß Beide sich liebten — daß der Vater diese Liebe billigte — daß Beide durch Priesterhand verbunden wurden — und daß wir nach einem Zeitraum von sechs Jahren in Jansen Vahlendieck den Besitzer aller Plantagen seines verstorbenen Schwiegervaters sehen.

Der die Menschheit so entehrende Sclavenhandel stand damals im größten Flor. In den Augen des Kaufmanns wie des Plantagenbesitzers war der, seinem Vaterlande und seiner Familie geraubte Sclav ein Handelsartikel, bei dem weiter nichts zu erwägen war, als der Nuzzen, den er brachte, als die Summe für, die man ihn erstand. Niemanden fiel es auch nur

im Traume ein, in diesem ganzen Handelsgeschäfte nur das geringste Unrecht zu sehen; man ging auf den Sclavenmarkt — ungerührt sah man die Schaaren verkäuflicher Menschen, unempfindlich gegen Menschheit untersuchte man sie, betastete gefühllos ihre Gliedmaaßen, zwang die Erbarmungswürdigen durch Peitschenhiebe zum Springen, um ihre Körpergewandtheit kennen zu lernen — ohne Mitleid trennte man unglückliche Familien und lächelnd brennte man ihnen durch ein glühendes Eisen den Namenszug des neuen Besitzers auf die Achsel oder auf den Arm. Der Sclavenmarkt war daher ein Ort des gesellschaftlichen Vergnügens — mit Sehnsucht sah man der Ankunft eines Sclavenschiffes entgegen, und selbst Mütter und Töchter besuchten, um der Unterhaltung willen, diese Märkte —

Die Menge und Anzahl der Sclaven und Sclavinnen ist in den Plantagen und Kolonien der Maaßstab, nach welchem man den Wohlstand des Besitzers beurtheilt. Stolz auf seinen Reichthum zeigt der Begüterte dem Fremden nicht nur seine Felder, Gärten, Ma=

gazine und Häuser; sondern auch die Schaar seiner Sclaven, wie ein wohlhabender Landmann dem Besuchenden etwa seine Viehheerden vorstellt. Mit behaglicher Freude blickt er dann auf die Anzahl der Unglücklichen und findet in in den neidischen Blicken des Fremden seinen höchsten Triumph. Mit der empörendsten Gleichgültigkeit erzählt er, wie theuer er diesen oder jenen Sclaven erhandelt habe, und wozu er ihn am besten gebrauchen könne. Ein weites Feld für den Luxus und für den Stolz jenes Himmelstriches.

Natürlich war es wohl, daß Niemand die Ankunft eines Sclavenschiffes früher erfuhr als Jansen. Wußte man es doch im voraus, daß er gewöhnlich die Preise machte, indem er selten einen jungen, wohlgewachsenen Sclaven aus dem Kaufe ließ. In den Augen des Sclavenhändlers galt er daher für die wichtigste Person der ganzen Kolonie; ihm führte man die ausgezeichnetesten Sclaven vor — und nie that man dies vergeblich. —

Begleitet von seiner Gattin ging er eines Morgens nach dem Strande, um die unglücklichen Sclaven zu sehen, deren sechs- bis siebenhundert jetzt aus zwei Schiffen ans Land

gesetzt waren. Es waren Schwarze aus dem Innern Afrikas, größtentheils Kriegsgefangene, die von den Siegern an die Sclavenhändler verkauft waren; Menschen aus deren Gesichtszügen man weiter keine Empfindung las, als Wuth und Verzweiflung; Leidenschaften die um so leserlicher auf ihren Gesichten standen, je mehr die Noth und die Behandlung während der Reise sie erzeugt und verstärkt hatten. Mit Gleichgültigkeit sah jeder auf den innern Zustand dieser Armen; nur blos dann wurde man aufmerksam auf einen derselben, wenn er mehr als gewöhnliche Kraft und Gewandtheit zu verrathen schien. An der Seite des sie begleitenden Sclavenhändlers hatten Jansen und seine Gattin die Unglücklichen gemustert und dem jetzigen Besitzer die angezeigt, die man kaufen wolle — als Jansens Gattin ganz am Ende der Schaar zwei Unglückliche bemerkte, einen schönen, jungen Neger und eine eben so schöne, junge Negerin; Beide waren dem Kindesalter kaum entgangen. Ihr Aeußeres — die schönen, rothen Wangen des Mädchens, die gegen die Ebenholzschwärze des Gesichts stark abstach; das schönste Verhältniß ihrer Glieder — mußte schon schon Aufmerksamkeit erregen. Aber ungleich

mehr thaten dies ihr Betragen, ihre herzliche Freundschaft gegen einander, die heißen Thränen, die Beide weinten, die glühende Umarmung — die schmeichelnden Worte, die der Jüngling bittend der schönen Unglücklichen zu sagen und sie damit trösten zu wollen schien.

„Sind diese etwa Verliebte?“ fragte Jansen den Sclavenhändler. — „Ja, wer weiß das, oder wer bekümmert sich darum!“ war die Antwort des gefühllosen Seelenverkäufers. „Sie kosten zwölfhundert Gulden.“ — „Wie seid ihr an diese Beiden gekommen?“ — fragte Jansens Gattin mit einiger Theilnahme. — „Zwei meiner Matrosen haben sie eingefangen. Ich kaufte sie ihnen ab.“ — Er ging bei diesen Worten auf die beiden Unglücklichen zu; ein Peitschenhieb zwang sie aufzustehen und sich zu zeigen. Mit geballter Faust und knirschend vor vergeblicher Wuth, stand der Jüngling da und blickte auf das halbohnmächtige, wimmernde Mädchen, auf dessen Achseln jener weckende Peitschenhieb eine breite Schwiele gezogen hatte. „Du kaufst Beide.“ sagte Jansens Gattin. Das Mädchen nehme ich zu meiner Aufwartung.“ — „Und ich den Jungen,“ erwiederte Jansen — der Handel wurde abgeschlos-

sen; beide Unglückliche durch Sclavenwärter nach Jansens Wohnung geschleppt. Mehrere Einkäufe hielten Jansen noch einige Stunden am Strande auf. Bei der Zuhausekunft trat Beiden einer der ältern, vertrautern Sclavenwärter entgegen. — „Herr! fing er in einer auffallenden Wehmuth an. — „Ihr habt heute die beiden vornehmsten Sclaven in der ganzen Kolonie erstanden. Könntet ihr diese Beiden sicher in ihr Vaterland spediren, wahrhaftig, ihr Vater gäbe euch so viel Gold dafür als sie wiegen." — Der Aufseher wischte eine Thräne aus seinen Augen. — „Ich glaube, du weinst — alter Narr! unterbrach ihn Jansen. — „Wes Herkommens sind sie denn?" — „Es sind die Kinder meines Königs. Ich habe mit ihnen gesprochen." — „Wie kommen denn die zu dem Sclavenhändler?" — fragte Jansens Gattin. — „Sie hatten aus kindischer Unüberlegtheit ein kleines Boot bestiegen; sie konnten es nicht lenken; der Strom nahm sie mit sich — sie riefen nach Hülfe — zwei Matrosen leisteten sie ihnen; aber statt sie zu ihrem Vater zu bringen, brachten sie Beide zu dem Sclavenschiff, das an der Mündung lag. Herr — ich bitte euch, schickt sie ihrem Vater. Ich will sie begleiten."

— Und dort bleiben — alter Narr? Daraus wird nichts!" Mit diesen Worten befahl der Besitzer Beide zu ihm zu führen. Es geschah. Jansen sah mit behaglicher Freude auf die beiden Unglücklichen, die zitternd vor ihm standen. Ein ehrenvolles Menschengefühl erwachte in seinem Herzen; er dachte sich den Kummer eines Vaters; er ehrte diesen. — „Was meinst du?" fragte er seine Gattin, — „folgen wir dem Rathe des Alten?" — „Ich dächte gar!" fiel die gefühllosere und an dergleichen Auftritte von Kindheit an gewöhnte Gattin ein. — „Daraus wird nichts. Wir haben Gold und Geld im Ueberfluß. Ich weiß so nicht was wir damit alles anfangen sollen. Das Mädchen wird meine Dienerin und wenn der große Mogul ihr Vater wäre." — Jansen — man sieht, daß er unter dem Regiment seines Weibes stand, schwieg. Der alte Sclavenwärter wagte es die Gefühllose zu bitten. „Sagst du noch Ein Wort!" fuhr sie ihn an, „so soll die Peitsche dir zum Bescheide dienen." Erschrocken fuhr der alte Neger zurück." —

Sage den Beiden" — nahm die Gebieterin das Wort von neuem," — daß sie es hier recht gut haben sollen. Sie sind von al-

ler schweren Arbeit frei; sie sollen hier unsere Diener sein. Wir haben keine Kinder — sie können darauf rechnen, daß wir sie als unsere Kinder behandeln, wenn sie es danach machen.“—

Freilich — immer ein geringer Trost. Aber wie ungleich unglücklicher hätten die Geraubten werden müssen, wenn jeder Andere sie erkauft hätte; wenn man sie getrennt hätte — wenn man schon in ihrer Kindheit die Blüthe der Jugend durch harte Arbeit zerknickte.

Beide blieben in Jansens Wohnung. Der alte Sclavenwärter nahm sich ihrer als ein Vater an; er flößte ihrem Herzen Zutrauen zu Jansen ein und dieser verdiente es auch. Mit ausgezeichneter Güte behandelte er den Jüngling; es war zwischen Beiden das Verhältniß eines Vaters zu dem Sohne; Beide wurden sich immer unentbehrlicher; beider Herzen wurden immer inniger und bei den ausgezeichneten Naturanlagen wurde es Georg — so nannte Jansen seinen jungen Freund, sehr leicht die holländische Sprache zu lernen. Jansen selbst unterrichtete ihn in vielen nützlichen Einsichten und mit inniger Freude sah er auf den Gefährten seines Lebens; er that dies um so mehr, je weniger er Freude an seiner Gattin fand.

Diese war gefühllos, geizig und stolz auf ihre Besitzungen — und so war es denn wohl natürlich, daß jede feinere und edlere Gesinnung in einem solchen Herzen nicht aufkommen — nicht Wurzel schlagen konnte. Es ist ein eigener Beitrag zu dem Gemälde des menschlichen Herzens, daß gerade das weibliche Geschlecht sich in den Kolonien durch Grausamkeit und Härte gegen die unglücklichen Sclaven und besonders gegen die noch unglücklicheren Sclavinnen auszeichnet.

Die bedauernswerthe Johanna — diesen Namen hatte man der jungen Sclavin gegeben — war nicht allein oft Zeuge unerhörter und alles Menschengefühl empörender Behandlung anderer Sclavinnen, die oft um des geringsten Versehens willen — öfter noch aus bloßer Laune der Gebieterin bis aufs Blut gegeißelt wurden; die Arme mußte dergleichen Behandlung selbst erfahren, und die strengsten Züchtigungen wurden wiederholt, sobald die Tyrannin erfuhr, daß die Verlassene ihrem glücklichern Bruder nur ein klagendes Wort gesagt hatte. Sogar dieser Trost — das einzige, was die Unglückliche beruhigen konnte, war ihr versagt. Vergebens waren des ungleich besserdenkenden Gat=

ten Vorstellungen — fruchtlos Georgs fromme Bitten — ungerührt sah die Boshafte auf die Thränen der Elenden; sie spottete ihrer Schmerzen und verdoppelte ihre Grausamkeit, da der Gedanke sich in ihre Seele schlich, daß zwischen ihrem Gatten und der schönen Sclavin ein mehr als freundschaftliches Verhältniß obwalte.

Zwei Jahre hatte die Unglückliche dies harte Joch getragen; oft war sie schon auf dem Wege zum Selbstmorde gewesen, nur der Gedanke an ihren Bruder hielt sie davon ab, und gab ihr den entschlossenen Muth, der so oft dem weiblichen Geschlecht eigen ist; den Muth, unerschüttert zu dulden — als ein glücklicher Fall die Tyrannin auf ein langes Krankenlager und dann ins Grab warf. Allgemein und ungeheuchelt war die Freude der Sclaven, besonders der armen Sclavinnen; selbst Jansen verzieh ihnen die Freude, die so laut und unverholen aus aller Herzen sprach. Hatte er doch der Freuden wirklich zu wenig gehabt, da, wie dies immer zu gehen pflegt, er seines Reichthums gewohnt geworden war. Bald vergaß er die Gattin; er war ihr Sclave gewesen, und hatte er gleich goldene Ketten getragen, so waren diese doch immer Ketten, deren Druck

er um so mehr fühlte, je zufriedener und glücklicher er Andere, oft ungleich weniger Begüterte gesehen hatte.

Johanna — die jetzt glückliche Johanna war nun fast immer bei ihrem Bruder. Liebe und Freundschaft erquickten ihr Herz von neuem; stiller Frieden, durch keinen Sturm von außen, durch keine wilde Begierde des eigenen Herzens gestört, kehrte wieder in ihre Seele, und mit diesem Frieden neue Gesundheit, frische Jugendkraft und jene reizende Schönheit, die der ganzen Form, der ganzen Gestalt neue Reize verleihet. Dankbarkeit und kindlicher Sinn schloß sie näher und inniger an den väterlichen Freund, der seiner Seits immer mehr Anhänglichkeit an die schöne Johanna empfand. Stundenlang war sie bei ihm — sie handelte ganz wie Tochter gegen ihn und das kleinste Bedürfniß wie das größere empfing er aus der Hand der sich immer mehr anschmiegenden Johanna. Ein solches Verhältniß mußte natürlich weiter, — mußte zu weit führen — kaum einige Monate waren vergangen als Johanna es spürte, daß sie Mutter werden würde. Sie entdeckte diesen Zustand ihrem Gebieter. Freilich regte sich bei diesem ein leichter Anflug von

Reue; freilich dauerte ihn das schöne Geschöpf und der Wunsch diese Thorheit nicht begangen zu haben, stieg in seiner nicht gefühllosen Seele auf; allein diese Reue verlor sich bald, da Johanna mit einer Art von Freude in aller Unschuld ihm dies Geheimniß eröffnete. War sie doch überdies nur Sclavin und gab es doch der Beispiele zu viel, daß Besitzer der Sclavinnen sich ein solches Recht anmaaßten und oft mit ihren Thorheiten dieser Art, wie mit errungenem Siege prahlten.

Mit größtem Unmuthe hörte Georg aus dem Munde seiner Schwester das Geständniß ihrer Schwäche. Auch in dem Herzen des Negers regt sich ein gewisses Gefühl für Ehre und Unschuld; Georg erinnerte sich an seine Abkunft; schon der Gedanke als Sohn eines Fürsten Sclav zu sein — mogte seine Sclavenkette auch noch so leicht sein — war seinem Herzen unerträglich; ungleich härter drückte ihn das Gefühl der Schande seiner Schwester; die in ihrer Unbefangenheit sich des Bruders Unmuth gar nicht erklären konnte. Vorwürfe machte er der Gefallenen nicht; kein harter Tadel kam über seine Lippen — aber um so mehr litt er in seinem Herzen. Es bedurfte nur eines schwachen

Stoßes und der treffliche Jüngling sank tiefer in Verzweiflung. Nur zu bald traf den Unglücklichen dieser Stoß. In einer Unterredung mit Jansen tadelte er unbefangen das Betragen des letztern, der Streit zwischen Beiden wurde hitziger, lebhafter und ging von Georgs Seite in harte, bittere Vorwürfe über. Möglich daß Jansen zu jeder andern Zeit diese überhört haben würde, so hart sie auch waren, und so sehr Georg in sich nur den Königssohn sahe — heute — und wer mag die Veranlassung kennen — heute war Jansen empfindlicher gegen beleidigende Reden — er befahl, den Vorlauten zu züchtigen und dann bei der Arbeit in einer Zuckerplantage anzustellen. Mit fester Miene hörte Georg das Urtheil, aber keine Bitte um Schonung kam über seine Lippen — mit glühenden, rollenden Augen entriß er sich denen, die ihn zum Züchtigen abführten — Verzweiflung gab ihm Löwenkräfte — mit wenig Sprüngen war er am Ufer eines Flusses — er stürzte sich hinein und wurde fast in eben dem Augenblick die Beute eines räuberischen Alligators.

Jansen erfuhr die Nachricht vom Tode Georgs im ersten Augenblick; was hätte er nicht darum gegeben, hätte er jenen Befehl, den Jüng-

ling zu züchtigen, zurücknehmen können! Er eilte gleich zu Johanna — unter einer andern Ansicht erzählte er ihr das Ende ihres Bruders — stiller und ernster war und blieb der Schmerz der Armen — aber dies änderte sich, so bald sie die wahre Veranlassung des Todes ihres Bruders erfuhr. Jetzt sah sie in ihrem väterlichen Freunde den Mörder ihres Bruders — ihr ganzes Gefühl erwachte — im glühenden Zorn eilte sie zu Jansen und unter den härtesten Vorwürfen sank sie ohnmächtig und ermattet nieder. Lange Zeit ging darüber hin, ehe sie Jansen verzieh, der freilich von seiner Seite alles that die Unglückliche wieder zu beruhigen, wieder aufzuheitern. Vergebens — ein stiller Kummer drang in ihr Herz — an nichts mehr fand sie Freude — sie schien dem Grabhügel im eigentlichen Sinne des Wortes entgegen zu welken und nur da erst wirkten Jansens Vorstellungen auf die Schwermüthige, als er sie aufmerksam auf ihre immer näher kommende Entbindung machte. Mehr als alle Bitten ververmogte diese Ansicht. Johanna hatte sich verlassen und einsam in einem fremden Welttheile gefühlt; jetzt hatte sie die Aussicht bald ein Geschöpf um sich zu sehen, an dem ihr Herz mit

ungetheilter Liebe hangen werde. Eine Aussicht, die ihr ganzes Herz mit der wehmüthigsten und durch Thränen sich äußernden Freude hob. Sie war glücklich in ihrem Schmerze; die geräuschvollsten, lautesten Freuden hätten ihrem trefflichen Herzen das nicht gewähren können, was in den Stunden süßer Mutterträume ihm der Gedanke gab, nächstens einen Säugling an ihre Brust drücken zu können.

Jansens Neigung zu dem edeln Mädchen wuchs mit jedem Tage. Oft war er willens, Johanna taufen zu lassen, sie dann zu ehlichen und gewiß wurde er glücklich mit ihr gelebt haben. Aber da regten sich alte Vorurtheile — — da unterdrückte der Handelsgeist jedes edlere Gefühl — da hörte er auf die Aeußerungen derer, die den Sclaven den Eintritt in das Christenthum verwehrten, weil mit diesem ihnen Freiheit werden mußte — da war ihm das Urtheil derer, die in dem Negersclaven nicht den Menschen, sondern nur das arbeitende Lastthier sahen, wichtiger als jedes andere Gefühl und Johanna blieb — was sie war — Sclavin. — Sie wurde Mutter einer Tochter; eines schönen Kindes, bei dem wir freilich unsere Begriffe von Schönheit nicht unterlegen müssen.

Jansen freuete sich des Kindes — die Mutter wurde auf seinen Befehl von Allen mit mehr als gewöhnlicher Achtung und Aufmerksamkeit behandelt. Er selbst brachte Stunden und Tage in Johannas Zimmer zu — er würde vielleicht das Kind durch die Taufe in das Vorrecht der Religion und des bürgerlichen Lebens haben aufnehmen lassen; aber es war einmal in der Kolonie Grundsatz, daß das Kind in dem Verhältniß der Mutter bleibt und so war die kaum Geborene schon Sclavin, ehe sie noch wissen und begreifen konnte, zu welchem harten Loose sie bestimmt war. Vielleicht bestimmte den reichen Mann der Gedanke — eine Sclavin zu verlieren, wenn er seine Tochter taufen ließe, weniger; war er doch reich genug — hatte er doch ganze Schaaren von Sclaven, bei deren Besitz er den Verlust Einer Einzigen leicht übersehen konnte. Mehr bestimmte ihn die Furcht ein schädliches Beispiel zu geben; mehr die Furcht, von seinen Handelsfreunden, von den übrigen Plantagenbesitzern Vorwürfe zu hören, und so blieb die Neugeborene, Sclavin wie ihre unglückliche Mutter es war und blieb. Johanna fühlte — sich glücklich; ihr Besitzer begegnete ihr mit früherer Güte und

so vergaß sie, wenn sie die Tochter in ihren Mutterarmen trug, und mit Thränen mütterlicher Liebe den auf ihrem Schooße schlummernden Säugling benetzte, gar bald ihr früheres, jugendliches Loos. Das Mehr oder Weniger ihres jetzigen abhängigen Looses entschied nichts auf ihren stillen, ruhigen Frieden. Drei Jahre war die Tochter alt, als der Tod die Mutter hinriß. Ansteckende Krankheiten, erzeugt durch die feuchte Schwüle eines ausgezeichnet heißen Sommers, hatten der Kolonie sehr viel Bewohner und Arbeiter genommen. Matt und fieberkrank schlichen die übrig gebliebenen umher — erst die Stürme des Herbstes reinigten die pestartige Luft und brachten neues Leben in die dem Aussterben nahe Kolonie. Jansen — der selbst dem Tode nahe gewesen war — vermißte seine Johanna überall. Von keiner der übrigen Sclavinnen konnte er fordern, was jene ihm geleistet hatte; besonders hatte er die treue Pflegerin in den Tagen seiner Krankheit nur zu sehr vermißt; in diesen schweren Tagen würde ihr sanftes Herz an ihm alles gethan haben. Von den andern Sclavinnen konnte er dies nicht erwarten. Hatten sie doch weiter keinen Bewegungsgrund, ihre Pflicht zu erfüllen, als —

die Peitsche des Aufsehers. Natürlich war es daher, daß Jansens ganze Liebe sich auf das hinterlassene Kind sammeln mußte. Er beschloß ihm eine bessere Erziehung geben zu lassen, und wo konnte diese Absicht besser erreicht werden als in der Anstalt, die die Herrnhuter in Paramaribo errichtet hatten. Diese frommen, guten Menschen, bei denen der Eifer die Menschen zu bessern, jeden andern Wunsch überstieg — diese Frommen, denen keine Mühseligkeit zu groß war, und die sich von keiner Gefahr abschrecken ließen, wenn sie nur irgend eine Gelegenheit fanden, ihre fromme Absicht zu erreichen — hatten in den letzten sechzehn Jahren mit vielen Segen auf der Küste Süd-Amerikas gewirkt. Sie hatten manchen, sonst harten Tyrannen aus seiner verstockten Gefühllosigkeit geweckt, und ihn in einen menschlichern Herrn, oft in einen gütigen Vater seiner Sclaven umgewandelt. Zu der Verbesserung des Looses dieser Unglücklichen hatten sie das Meiste beigetragen. Aber auch für die Bildung der Jugend — die wohl an keinem Orte mehr vernachlässigt wurde als hier — thaten sie alles. Der Gouverneur mußte ihnen ein Haus einräumen — hier legten sie nicht nur die eigentliche Anstalt zum Unterricht der

Jugend und der Erwachsenen; nicht nur ihre gottesdienstlichen Versammlungen an; sondern stifteten auch eine Anstalt zu der Bildung von Kindern, die die Eltern ihnen gern anvertrauten. Eigennutz war hierbei nicht im geringsten Triebfeder; daher hatte die arme Waise eines Sclaven gleiches Loos, gleiche Behandlung mit dem Kinde des reichsten Pflanzers. Jansen wußte seiner Johanna — so hieß auch sein Kind — nirgends besser aufgehoben, als hier unter der Pflege treuer Mütter, unter der Aufsicht streng frommer Aeltesten. Und in der That fand er sich in seinen Hoffnungen nicht getäuscht; Johanna, ein Kind von mehr als gewöhnlichen Fähigkeiten wurde schnell und bald ausgebildet — ihr Verstand entwickelte sich — und ausgezeichnet stand sie in wenigen Jahren unter denen, die mit ihr von Einem Alter waren. Eben so aber entwickelten sich die Vorzüge ihres Körpers — das schönste Ebenmaaß der Glieder. Ein feuriges Auge verrieth den gebildeten, hellen Geist; Bescheidenheit und Benehmen zeugten von einem edlen Herzen, dem Unschuld und Tugend über alles gilt. Jeder in der Anstalt achtete sie, und in der ganzen Kolonie war sie unter dem Namen der schönen Johanna be=

kannt; eine Benennung, die ihr selbst nicht unbekannt bleiben konnte; die aber nicht den mindesten nachtheiligen Einfluß auf ihre sanfte Bescheidenheit hatte.

So wuchs Johanna heran und so hatte sie ihr funfzehntes Jahr erreicht, als Jansen sie in seine Wohnung zurücknahm und ihr nur wenige Stunden weitern Unterricht in der Anstalt gönnte. Des Mädchens Schönheit nahm mit jedem Tage zu; die Natur schien wirklich alle Reize an Johanna verschwenden zu wollen; und diese Reize — wie wurden sie durch Sittsamkeit und Bescheidenheit gehoben! Jeder Blick, den Johanna auf sich zog, trieb die Gluth auf ihre bräunlichen Wangen. — Mit einer unverkennbarer Freude sah Jansen auf Johanna; aber es war nicht sowohl die reine Freude eines Vaters, als vielmehr die Freude und der Stolz, die schönste Sclavin in der ganzen Kolonie zu besitzen. Ein in der That entehrender Zug des Herzens und ein Gefühl, das sich mit nichts entschuldigen läßt.

Um diese Zeit war es als Jansens Reichthume den höchsten Gipfel erreicht hatte; aber jetzt war es auch wo dieser Reichthum auf Jansens Herz nachtheilig wirkte. Trotz aller erfüllter

Wünsche hegte er immer noch neue und mogte alles was er an Ländereien um sich sah, auch sein Eigenthum sein — er war doch damit nicht zufrieden und beneidete oft den Besitzer eines an sein Gebiet stoßenden Gärtchens oder Feldes, ob diese gleich im Vergleich mit dem, was er schon besaß, kaum bemerkbar war. Eben so unterdrückte der Ueberfluß jede andere edle Empfindung des Herzens; Liebe und Menschlichkeit schwanden; Härte und Gefühllosigkeit wurden vorherrschend, und der Mann, den wir früher als einen hülflosen, armen Jüngling sahen, schien alles das, was aus seinen frühern Jahren ihm lehrreich und warnend werden konnte, in seinem Ueberfluß vergessen zu haben. Selbst Johanna blieb seine Sclavin; die Arme durfte nicht einmal den Wunsch frei zu werden merken lassen. Schon dies empörte jeden; mehr aber noch werden dies die Folgen dieser Denkungsart thun.

Nahe an Jansens Besitzthume hatte ein anderer Holländer einen Garten, der, so unbedeutend er auch sonst war, den Vortheil hatte, daß in demselben ein Berg mit einer schönen Aussicht lag. Man übersah von seinem Gipfel die ganze angebauete Umgegend — alle Gär-

ten, Gebäude, Plantagen und Felder lagen wie ein schönes Rundgemälde dem Blick dessen, der auf dieser Anhöhe stand, offen, und fern schloß das Meer die Aussicht. Oft hatte Jansen den Besitz dieses Gartens gewünscht; oft aber vergeblich diesen Wunsch gegen den Besitzer unter Versprechung einer reichen Vergütung geäußert. Jetzt war dieser gestorben — sein Sohn hing weniger an diesem Garten; Jansens wiederholt geäußerter Wunsch wurde nicht zurückgewiesen — der Handel war fast abgeschlossen, als der junge Holländer die schöne Johanna erblickte. Das Feuer ihrer großen, schwarzen Augen, durch höchste Sanftmuth gemildert; der schöne Mund mit zwei Reihen perlengleicher Zähne — der nachlässig über die Schultern geworfene Shawl, der nur die eine Hälfte des schönsten Busens bedeckte — ein fast durchscheinendes, leichtes Gewand von blendenden Farben, das den reizendsten Körpers mehr verrieth als bedeckte — der schönste Fuß — alles dies war dem halbtrunkenen Jüngling ein zu starker Versuch, ein zu schöner Preis. — „Ihr habt meinen Garten, Nachbar!" sagte er und ermuthigte sich durch einen neuen Blick auf Johanna zu dieser dreisten Aeußerung. — „Ihr habt den

Garten für euer erstes Gebot, wenn ihr mir die schöne Sclavin in den Kauf oben ein gebt."— Johanna hörte diese Worte; sie fuhr erschrocken zusammen; ein angekündigtes Todesurtheil wäre ihr nicht den tausendsten Theil so furchtbar gewesen. Nur Eine Hoffnung blieb ihr — die Hoffnung, Jansen werde als Vater fühlen und handeln; die Arme dachte kaum die Möglichkeit, daß er anders handeln könne. Aber wie mußte ihrem edlen Herzen werden, als der Gefühllose mit einer alles Gefühl empörenden Freude, seinen Wunsch erfüllt zu sehen, sagte: „Je nun, lieber Nachbar, sie ist freilich meine Tochter; indeß sie ist Slavin! Topp, der Handel ist abgemacht!" setzte er hinzu, indem er dem jungen, sich glücklich fühlenden Wüstlinge die Hand reichte. Mit einem lauten Schrei des Entsetzens stürzte Johanna zu den Füßen ihres gefühllosen Vaters, ohnmächtig lag sie da; sie war nicht im Stande, ein Wort vorzubringen. Selbst dem Holländer fiel dies auf — seine bedenkliche Miene verrieth, daß nicht Alles Gefühl in seinem Herzen erstickt sei. Jansen war gleichgültiger. Mogte hier nun der Gedanke an den glücklich erreichten Wunsch — oder mogte ein gewisser Stolz dies bewirken — entschuldigen

wird es kein Mensch, daß er hier gleichgültig blieb, daß er gefühllos einige der Aufseher kommen ließ, um das unglückliche Schlachtopfer zu entfernen. Schon im nächsten Augenblicke fuhr er mit dem Verkäufer jenes Grundstückes nach dem Garten; er machte schon Pläne und Entwürfe und war in diesen so vertieft, daß die arme Johanna ihm auch nicht entfernt in die Gedanken kam und die Freuden seiner Pläne störte. Erst spät kam er zurück; er konnte sich von dem so äußerst angenehmen Hügel nicht trennen.

Jene beiden Aufseher hatten die Ohnmächtige nach einem entferntern Gemach des Hauses getragen. Ihnen war das Ganze ein undurchdringliches Räthsel — auf die wahre Veranlassung dieses Auftritts wären sie nicht im Traum gefallen; sie kannten die Abkunft Johannas; sie kannten die Vorliebe, die Jansen immer für die Tochter gezeigt hatte; sie wußten, wie viel er für ihre bessere Bildung gethan hatte. Theilnehmend an dem Unglück der Armen — mogte dies nun auch bestehen, worin es wolle — standen sie am Lager der Ohnmächtigen, die erst nach vielen Versuchen, sie ins Lebens zurück zu bringen, sich erholte. Aber um=

sonst waren alle Fragen; fruchtlos die Bitten, mit denen sie ihre Erkundigungen unterstützten. Einer Bildsäule gleich saß die Arme da — ihr stieres, thränenloses Auge — die vor dem Gesichte krampfhaft zusammen geschlagenen Hände — das niedergebeugte Haupt — das konvulsivische Zittern des ganzen Körpers — alles dies verrieth einen Kampf, der nach ihrer Ansicht nur ein Vorbote der nahen, völligen Auflösung war. Johanna beantwortete keine der Fragen — sie winkte blos, daß man sie allein lassen mögte; ein Wink, der den beiden, mit grenzenloser Achtung an der Edlen hangenden Wärtern Befehl schien. Beide verließen sie. Erst jetzt in der Einsamkeit konnte Johanna über ihr furchtbares Loos nachdenken; erst jetzt vermogte sie es das Schreckliche ihrer Lage zu fühlen. Durch jenen, alten Sclavenwärter, der sich einst ihrer Mutter so treu angenommen hatte, von ihrer Abstammung unterrichtet; in jener Anstalt für höhere Tugend gebildet, in ihrem kindlich frommen Sinn geweckt und gestärkt — mit dem Glück eines vorwurfsfreien, unschuldigen Herzens und einer reinen Seele, in der hoher Frieden wohnt, vertraut — sollte sie ein Werkzeug niederer Wollust werden — ihr — der Engelrei-

nen konnte man ein solches entehrendes Loos zumuthen — das war mehr, als der Mensch tragen kann. Verzweiflung erfaßte die Gebeugte; sie würde bei der Vorstellung ihres Looses Selbstmörderin geworden sein, hätten nicht festere Grundsätze sie geleitet. Unterrichtet in den Wahrheiten der Religion und geleitet von solchen Christen, bei denen höhere, glühendere Gefühle die Hauptsache ausmachen und die Stelle einer tiefern, gründlichern Kenntniß ersetzen, mußten der Unglücklichen alle die Schrecken, die sie jetzt erfahren hatte, unter der, das Herz des Unglücklichen beruhigernden Gestalt göttlicher Prüfungen erscheinen, die ihren Muth heben, ihren Glauben stärken und das Herz um so fester an die Tugend schließen sollten, je mehr man es darauf anlegte, es der Tugend untreu zu machen. Eine schöne, eine herrliche Ansicht, sie wirkt oft mehr als alle Versuche des menschlichen Verstandes, Verdienst und Schicksal in Verbindung, in Zusammenhang bringen zu wollen. Diese Ansicht war es denn auch, die Johannas festen Entschluß, für Tugend alles zu leiden — und nicht durch Selbstmord sich unglücklich zu machen, noch mehr befestigte.

Erst spät am andern Morgen erwachte sie

nach einem langen Schlummer, den völlige Erschöpfung bewirkt hatte. Jansen stand vor ihrem Lager — die Arme erschrack bei diesem Anblick; er rief zu gewaltsam die gestern erlebten Stunden zurück. — „Ich hatte gefürchtet, du würdest krank sein," sagte Jansen freundlich. — „Ich freue mich, daß du es nicht bist." — Ein Strom von Thränen stürzte aus ihren Augen. Ihre Empfindung ließ kein Wort, keine Sprache zu. — „Und was weinst du?" fuhr Jansen fort. „Glaube mir, du hast es bei unserm Nachbar besser als bei mir." — Johanna würdigte ihn keiner Antwort; kaum sah sie den Gefühllosen an. — Jansen wurde verlegen; er machte sich vielleicht selbst verdiente Vorwürfe; aber da regten sich Stolz und Eigennutz; sie unterdrückten ein edleres Gefühl. Er fühlte sich beleidigt durch Johannas Benehmen. — „Ich glaube du trotzest?" fragte er ungestüm. „Ich gab mein Wort, du wirst Sclavin bei meinem Freunde, wie deine Mutter es bei mir war. Vergiß nicht, daß ich über dich zu gebieten habe, und daß du mir unbedingten Gehorsam schuldig bist." — „Dem Vater würde ich in Allem gehorchen, wenn er nicht vergißt, daß er Vater ist. Dem Tyrannen gehorche ich nie, und am wenigsten

wenn die Befolgung seiner Befehle mich entehrt," antwortete Johanna. — „Und was wirst du thun, wenn ich den Befehl unter den Androhungen der härtesten Bestrafung im Fall des Ungehorsams wiederhole?" — „Was Pflicht und Ehre mir gebieten. Mein Leben hat ohne diese keinen Werth." — „Für eine Sclavin, der zu wohl geworden ist, etwas keck geantwortet!" sagte Jansen. — „Wir wollen sehen." — Er verließ die Arme mit einem Blick, aus welchem ihr ganzes Schicksal sprach. Johanna war auf Alles gefaßt. Zwei Aufseher der Sclaven, rohe, gefühllose Menschen, traten jetzt ein und befahlen der Unglücklichen ihnen zu folgen. Johanna würde sich geweigert haben, hätte sie nicht auf dem Arme des Einen das Kleid bemerkt, das die Sclavinnen bei der Arbeit zu tragen pflegen — hätte sie nicht in der Hand des Andern das leichte Fußeisen gesehen, das den arbeitenden Sclaven und Sclavinnen angelegt wird. Mogte dies gleich auf harte, ungewohnte und alle Kräfte des zartgebaueten Mädchen erschöpfende Arbeit deuten, so war Johanna doch ruhiger, als wenn sie hätte Jansens Plane folgen müssen. Ohne ein weiteres Wort als den bloßen Befehl auszusprechen, führ=

ten jene Beiden die Arme, die ihrer bessern Kleider beraubt, jetzt in ein dürftiges Sclavengewand gehüllt war, fort. Am Ende des Gebäudes stand ein Haufen anderer Sclaven; sie schienen auf Johannas Ankunft gewartet zu haben — denn jetzt ging der traurige Zug der Elenden erst fort. Wohin? — das wußte Johanna nicht. — Erst am Abend nach einem glühend heißen Tage, den die Schwärme der Moskitos und Mücken, die in den Sumpfgegenden über die halbnackten und unter der Bürde des Reisegepäcks fast erliegenden Sclaven herfielen, zu einem der beschwerlichsten machten; kam man an dem Orte des Elendes an. Ein großes, am Strome sich hinziehendes, mit Gebüschen und Strauchwerk aller Art bewachsenes und von Insecten und Gewürme wimmelndes, morastiges Stück Landes sollte urbar gemacht werden. Eine Arbeit, die mit vielen Gefahren verknüpft war. Die im nahen Strome sich aufhaltenden Alligators stiegen oft auf das Ufer und schleppten den von der Arbeit erschöpften Schlummernden als Beute in den Fluß. Ungeheure Schlangen würgten oft den Arbeitenden und unzählige Schwärme von Insecten plagten den Armen, der sich ihrer kaum erwehren konn-

te. Die ganze Gegend war auch ihrer Gefahren wegen so verrufen, daß der Sclav, der dahin geschickt wurde, den Weg mit Empfindungen ging, als gehe er einem gewissen Tode entgegen. —

Und hierher brachte der gefühllose Unmensch die Unglückliche. Möglich und zu seiner Ehre wollen wir sagen: Wahrscheinlich, daß dies Ganze nur ein Schreckmittel sein sollte — daß Jansen vielleicht nach wenig Tagen oder Stunden die Arme zurückberufen hätte; möglich daß er glaubte, diese wenigen Stunden der Prüfung würden den festen Trotz gebeugt, den unerschütterlich scheinenden Muth gebrochen haben. —

Da mischte sich das oft so unerklärliche, dunkle Schicksal in die Geschichte der Unglücklichen, und vollendete was Jansens Gefühllosigkeit bis jetzt noch unvollendet gelassen hatte. Ein Fall, der im menschlichen Leben eben nicht zu den unerhörten gerechnet werden kann. —

Jansen, ein im Grunde genommen gehaltloser Glückspilz, hatte, wie es Menschen dieser Art fast immer zu machen pflegen — in den Jahren seines Ueberflusses die drückende Lage seines frühern Lebens bald vergessen. Ein gewisser Uebermuth, ein herrschsüchtiger Stolz hat-

ten jetzt sein Herz eingenommen, und gewöhnlich gebiert dieser Uebermuth Tyrannen, bildet dieser anmaaßende Stolz, gefühllose, harte Herren gegen unglückliche Untergebene. Dieser Art war Jansen. Unmenschlichkeit stieg mit seinen Reichthümern und lieblose Gleichgültigkeit gegen seine armen Sclaven wuchs mit dem Wohlstande, den er allein dem Schweiße dieser Unglücklichen zu verdanken hatte. Unerhörte, und alles Gefühl empörende Züchtigungen gehörten zu des Tages Ordnung und man hörte in keiner Plantage so die Klagen der Jammernden — die Flüche und Peitschenschiebe der gefühllosen Sclavenwärter, als auf denen, die Jansen besaß. Die Schnur, die zu scharf angezogen wird, zerreißt, und der Unglückliche erträgt nur bis auf einen gewissen Punkt die Mißhandlungen seines Tyrannen; er erwacht — er zerreißt die Kette; Rache durchglühet sein Herz und wie ein nach Blut lechzender Tiger wüthet er gegen den, den er nicht mehr zu fürchten glaubt. Dies war der Fall bei Jansens Sclaven. Johanna hatte kaum ihre Prüfung begonnen, als das schreckliche Complott ausbrauch. Ob dies ein Geheimniß hätte bleiben können, wenn Jansen nicht durch seinen Uebermuth alle Plantagenbesitzer sich zu Feinden

gemacht hätte — ist eine andere Frage. Genug, so wenig er als seine Aufseher vermutheten das Mindeste. Die von allen Jansenschen Plantagen aufsteigende Mordbrennerflamme — der Tod aller Aufseher und das Entlaufen aller Sclaven — alles das Werk Einer Abendstunde, belehrten den mit einem Male an den Bettelstab gebrachten Mann, welches Schicksal seiner warte. Er war durch diesen einzigen Abend völlig verarmt — sein gehaltloses Herz war nicht fest genug einen Schlag dieser Art zu ertragen; sein Gewissen erwachte, seine Vorwürfe verblendeten ihn gegen jedes, ihm noch übrig gebliebene Hülfsmittel — und so sehen wir den Unglücklichen, wie er in einem Irrenhause endete. —

Erschöpft von dem gestrigen weiten, beschwerlichen und ungewohnten Wege nach den Zuckerrohrfeldern, die man aus jenen Sümpfen anlegen wollte — noch erschöpfter von der harten Arbeit, zu der die gefühllosen Wärter sie zwangen; bebend vor Furcht, wenn sie diese Unholde nur sah — lag die unglückliche Johanna mehr ohnmächtig als schlummernd auf dem feuchten Boden einer kleinen Rohrhütte, als mehrere Sclaven unter lautem Freudengeschrei

eindrangen, und der sich kaum in diesen Lärmen Findenden, die Freiheit ankündigten. Johanna nahm natürlich dies alles anfangs von der besten Seite; sie glaubte, daß es den Herrn gereue, so an ihr gehandelt zu haben — sie glaubte, Theilnahme an der glücklichen Veränderung ihrer Lage, bringe die Gefährten ihres Elendes her. — „Frei wäre ich?" fragte sie. — „Ja, ja! frei wie wir alle!" war die Antwort, die sich Johanna gar nicht erklären konnte. Zitternd stand sie auf. Vor der Hütte lagen zwei gemordete Aufseher und aus der Ferne her leuchteten furchtbar die Flammen brennender Gebäude. — „Was ist dies?" fragte die Arme vor Schrecken ganz außer sich. — „Wir haben die Ketten gebrochen. Wir sind frei. — Eile uns zu folgen, wir müssen in dieser Nacht noch die Hütten der Maronen erreichen." — Da fiel es der Unglücklichen wie Schuppen von den Augen; sie schloß aus dem, was sie sah, auf alles was geschehen war. Jetzt vergaß sie alles was ihr von ihrem lieblosen Vater geschehen war. — jetzt dachte sie ihn, wie er in früherer Zeit so liebevoll an ihr gehandelt hatte. Glühende Dankbarkeit gewann in ihrem Herzen die Oberhand; sie sah ihren Vater unglück-

lich — sie mußte, sie wollte ihn retten und konnte sie dies nicht, doch mit ihm sterben. — „Nein!“ sagte sie entschlossen. „Auf dem Wege will ich nicht frei werden! ich bleibe.“ — „Halte das wie du willst!“ rief der eine Wüthende, indem er die Hütte verließ und dem einen der gemordeten Aufseher das Gesicht zertrat. — „Wir gehen zu unsern freien Brüdern!“ — Dahin zog der tolle, wilde Haufen. Johanna trat weiter vor auf einen freiern Platz, den die von allen Seiten blutroth aufschlagenden Flammen gräßlich erleuchteten. Mit Schrecken wurde sie gewahr, daß auch Jansens Hauptplantage, seine Wohnung in Flammen stand. Ohne das Geheul der aufgescheuchten, wilden Thiere, das Gekrächze der zahllosen Papageien und Affen zu fürchten, eilte sie durch die unwirthbare, dicke Waldung fort; aber bald lähmte Todesschwäche ihren Fuß — ohnmächtig und vom Froste eines Fiebers durchschüttelt, sank sie nieder. Ihr Bewußtsein schwand mit ihren erschöpften Kräften — nichts machte mehr Eindruck auf sie, und ihrer Empfindungen beraubt, sank sie nieder.

Die sengenden Strahlen der fast senkrecht über ihrem Haupte stehenden Sonne weckten sie aus dieser Betäubung; die Unglückliche war wie

zerschlagen — ein Gemeingefühl von Schmerzen durchzuckte ihren ganzen Körper — sie hielt alles für einen furchtbaren Traum, den irgend eine, der diesem Himmelsstriche eigenthümlichen Krankheiten erzeugt habe. Sie öffnete ihre Augen — und vor ihr stand jener junge Holländer, dem sie, wie uns aus der Erzählung bekannt ist, von ihrem Vater zugesprochen war. Neben ihm stand ein anderer junger Mann in einem leichten, schönen Anzuge, eine Jagdtasche auf dem Rücken, eine Flinte in der Hand tragend. Sein anständiges, schönes Aeußere zog auf wenige Augenblicke die Aufmerksamkeit der sich sammelnden Johanna auf sich; mehr aber noch that dies der theilnehmende Blick, den er auf die Arme warf; die Herzensgüte und Redlichkeit, die aus seinen Augen leuchtete; die sanften, tröstenden Worte, mit denen er sie anredete. Der Fremde mußte der Armen um so mehr als rettender Engel erscheinen, je mehr das Aeußere und das rohere Benehmen des Holländers dagegen abstachen. Jener reichte der immer noch Erschöpften liebreich die Hand; warf dann seine Jagdtasche herum, und erquickte die Schwache durch Wein und stärkende Speise. Mit diesem Genuß kehrten ihre Kräfte wieder; aber auch

mit diesen ihre Empfindung. Das funfzehnjährige Mädchen sah mit glühendem Erröthen auf ihre fast gänzliche Blöße, die sie von höchster Verlegenheit fast zu Boden gedrückt, kaum verbergen konnte. Mit schonender Enthaltsamkeit wandte der Fremde den Blick weg; mit gieriger, verlangender Lust weidete der Holländer sich an den Reizen der schönen Unglücklichen. Johanna zitterte, da sie dies bemerkte — das Bild einer entehrenden Zukunft drängte sich vor ihre reine, edle Seele — sie konnte diesen für ihre Kräfte zu schweren Kampf nicht ertragen, ohnmächtig sank sie nieder; sorglich unterstützte sie der menschenfreundliche Fremde. Ein lautes Gespräch weckte Johanna; ein heftiger Streit zwischen dem Fremden und dem Holländer. Der letztere behauptete die Aufgefundene sei als Sclavin, als verkäufliche Sclavin sein Eigenthum, und Jansen habe sie ihm zugesagt. Der Fremde behauptete gerade das Gegentheil. Er habe — so sagte er — die Arme zuerst gesehen — er müsse sie schützen und alle frühern Verfügungen wären dadurch ungültig, daß die Arme deshalb, weil sie diesen nicht habe Folge leisten wollen, zu der eigentlichen Sclavenarbeit verurtheilt sei. Der Streit wurde immer lebhafter;

er schien in einen Zweikampf auf Leben und Tod ausarten zu wollen, als der Fremde fest und entschlossen Johannas Hand ergriff und die Bebende fragte: „Mit wem von uns Beiden willst du gehen? die Entscheidung dieser Frage soll von dir abhangen.“ — „Ich gehe mit ihnen,“ war Johannas Antwort. Sie trat dem Fremden näher — sie sah dankbar auf ihn; sie schien es in seiner ganzen Größe zu fühlen, was sie ihm zu verdanken habe. Unwillig blickte der Holländer auf die Unglückliche — glühender Zorn strahlte aus seinen Augen; blos die feste, ruhige Kälte, der feste Muth des Fremden hielt seinen Unmuth in Schranken. Vielleicht hätte er die Arme gemordet, hätte er nicht den Fremden gefürchtet.

Man erinnere sich, daß die ganze Kolonie Surinam am Ende des vorigen Jahrhunderts sich unter die schützendere Gewalt der Engländer begab. Eine starke Anzahl trefflicher, englischer Officiere und Soldaten wurden hierher gesandt; mit rastloser Thätigkeit durchzogen diese das Land — überall fanden sie Verbesserungen nöthig, überall machten sie Anstalt dazu.

Unter diesen Britten zeichnete sich besonders der Seelieutenant Stedmann aus — ein Mann der nicht nur ein tapferer Soldat, ein kühner, Seemann war; sondern der auch viele große Reisen in diesen Gegenden unternahm und in der Folge als Schriftsteller sich einen gewissen Ruhm erwarb. — Er war es, der jetzt auf seinen Streifzügen, auf denen er die Bekanntschaft mit dem Holländer machte, Johanna fand. Die Arme war ihm anfänglich als Mensch, als unglücklicher Mensch ehrwürdig — Mitleiden gegen eine arme, gebeugte Sclavin war Folge davon — eine gewisse Aufmerksamkeit folgte und je aufmerksamer Stedmann die Unglückliche ansah, um desto mehr nahm sie ihn ein. Was er mit ihr sprach, verrieth eine Geistesbildung, eine Herzensgüte, die man in diesem Stande selten findet. Nimmt man noch dazu, daß Johanna — freilich nicht nach unsern Begriffen — äußerst schön war — daß sie auf dem Wege ihren Begleiter mit ihrer eigenen Geschichte unterhielt, so ists wohl nichts außerordentliches, wenn Stedmann auf dem ganzen Wege nur sie sah, nur sie hörte und sie ihm mit jedem Schritte reizender werden mußte. Die englischen Schiffe lagen an der Küste vor

Anker — die Besatzung war theils in der Stadt Paramaribo untergebracht; theils hatte sie am Ufer ein Lager aufgeschlagen. Ohne alle Furcht, ohne alles Mißtrauen folgte Johanna dem trefflichen Jüngling; ihr eigenes Herz sagte ihr, daß dieser nicht anders als edel und groß gegen sie handeln könne. Stedmann dachte nicht eher an das Eigene der ganzen Lage, als bis er die Stadt betrat. Jetzt fiel ihm die Vorstellung des Urtheils und des Spottes seiner Freunde über das Mitbringen einer jungen Sclavin so schwer auf das Herz, daß selbst Johanna seine Verlegenheit bemerkte und ihn darum fragte. Stedmann gestand die Ursach; es lag in der ganzen Aeußerung ein Beweis des feinern Gefühls, das natürlich Johannas Achtung für ihren Retter immer mehr heben mußte. Sie fühlte das Schöne dieser Denkungsart. — „Aus der Verlegenheit kann ich sie leicht reißen," sagte sie. „Ich bin hier bekannt, und einige Freigelassene, die sonst bei Jansen im Dienste waren, nehmen mich gern auf." — Hieher brachte Stedmann die, ohne ihn gewiß Verlassene. Er selbst ging nach seiner Wohnung. — Sonderbar — es war ihm unmöglich an etwas anders als an die schöne Gerettete zu denken und, ohne selbst

sich einen deutlichen Grund zu denken, nur ihre Gestalt, ihr Gespräch, und die Geschichte ihrer Schicksale, die sie ihm unterwegs erzählt hatte, vor die Seele trat. Fast die ganze Nacht brachte er ohne Schlaf hin und kaum hatte er am folgenden Morgen seine Dienstgeschäfte abgemacht, als er schon nach der kleinen Wohnung derer eilte, die gestern so gütig und gastfreundlich die Verlassene aufgenommen hatten. Wie staunte Stedmann, da er jetzt Johanna erblickte! die gestern halb ohnmächtige, entkräftete, fast ganz unbekleidete Arme, war heute eine durch Thau von neuen belebten Blume gleich, so erholt, so erquickt und so anständig bekleidet, trat sie vor den Jüngling, der von diesem Augenblick die glühendste Liebe für Johanna fühlte. Aber wie erschrack er als die Wirthin ihm sagte, daß schon Nachfrage nach Johanna geschehen sei, und daß sie wahrscheinlich in wenig Stunden zu jenem Holländer gebracht werden müsse. — „Ist dem wirklich so?" fragte Stedmann. Johanna bejahete; sie bat um seinen fernern Beistand und setzte mit Thränen in den Augen, aber mit sanftem Lächeln hinzu: „Können sie mich aber nicht retten, so sehen sie hier. Dies wird mich retten!" — sie zog ein scharfes Messer aus dem

Busen. — „Nein! nein!" rief Stedmann — „keinen Selbstmord. Ich versuche alles dich zu retten!" —

Er eilte fort. Das Ansehen, in welchem der thätige Jüngling bei dem Hauptanführer des englischen Corps stand, machte es ihm leicht seinen Wunsch erfüllt zu sehen. Johanna wurde frei gesprochen; sie blieb in der Wohnung jenes Freigelassenen und Stedmann, ohne auf das Urtheil seiner Freunde zu achten, war täglich bei seiner Geliebten. Beide hingen mit unverbrüchlicher Treue, mit redlichem Herzen aneinander; Beide gewannen sich mit jedem Tage lieber; eine glühende Liebe, die dadurch noch an Innigkeit gewann, daß Johanna die Mutter eines Sohnes wurde. Stedmann war nun ganz glücklich. Er fühlte sich groß in Johannas Besitz — fühlte sich um so seliger in ihrer Liebe, da das Schicksal ihrem Herzen eine so starke Prüfung auflegte, aus der wir sie als Siegerin glänzend hervor gehen sahen. — Ansteckende Krankheiten rissen unter den Engländern ein, die sich immer noch nicht in den Eigenheiten des dortigen Klimas finden konnten oder sich ganz darin fügen wollten. Ein außerordentlich heißer aber feuchter Sommer hatte ansteckende Seuchen ver-

breitet und ungeachtet aller Sorgfalt für Pflege und Reinlichkeit der Kranken im Hospitale vermehrte sich die Anzahl derselben, wurde die Zahl der Sterbenden immer größer. Auch Stedmann erlag. Er wurde in jenes Hospital gebracht; Johanna wich nicht von seiner Seite — jede Arznei bekam er von ihrer Hand — Niemand durfte seiner pflegen; die so glühend Liebende ließ sich das heilige Vorrecht der sorgenden Gattin nicht einen Augenblick nehmen. Unter äußerster Gefahr, selbst ein Opfer ihres Berufs zu werden, war sie Tag und Nacht die Wärterin des Geliebten. Doch ihre fromme Vorsorge schien fruchtlos. — die Krankheit Stedmanns nahm zu — man fand ihn des Morgens nach einer ruhigere Nacht dem Scheine nach entseelt — er wurde aus seinem Bette genommen — man legte die Leiche in einem kühlern Gemach auf Stroh — Stedmann war der erste Officier, der gestorben war; sein Leichenbegängniß sollte feierlich sein. Das Maaß zu seinem Sarge war genommen — Johanna wich nicht von der Seite der Leiche — Tag und Nacht saß sie im dumpfen Schmerz neben dem Entseelten. —

Da dünkte ihr, als bemerkte sie noch einige schwachen Spuren des Lebens. Diese Er=

scheinung war hinreichend ihre Thätigkeit auf die höchste Stufe zu heben. Stundenlang rieb sie die Schläfe des Entseelten mit scharfem Essig — sie umwickelte die Glieder der Leiche mit Tüchern, die in die schärfsten Essenzen getaucht waren — es gelang ihr, einige kleine Löffel heißen Weines in den Mund zu bringen. Welche Freude — da das entflohene Leben zurückkehrte! Welche Freude, da der erste Athemzug, das erste Klopfen des Herzens der Geliebten verkündigten, daß sie nicht vergeblich sich bemühet habe! Und Stedmanns erster Blick, — da er sich dem Tode entrissen, in den Armen seiner Geliebten wiederfand — wer mögte diesen Blick beschreiben! wer mögte schildern, was er in dem Augenblick fühlte, da er die dankbare Freudenthräne seiner glücklichen Geliebten sah! — Stedmanns fester, abgehärteter Körper überstand von nun an, leicht die weniger bedeutenden Rückfälle der Krankheit. Bald war er ganz hergestellt, und dankbar ehrten die Freunde des trefflichen Jünglings die edle Gefährtin, die mit Gefahr ihres eigenen Lebens den Freund erhalten hatte.

Aber — wer am meisten dankbar war?

— Eine Frage die leicht zu beantworten ist. Wie mußte Stedmanns Liebe wachsen! — Wie glühend mußte sie werden, wenn er die Geschichte seiner Gefahr, seiner Rettung überdachte! wenn er die vor sich sah, deren Pflege er einzig und allein sein neues Leben zu verdanken hatte! — Er wollte sich durch Geschenke dankbar zeigen; er wollte seiner Geliebten eine Freude machen, wollte einen Beweis seiner Erkenntlichkeit geben, den auch Andere bemerken sollten. Und dazu wählte er Putz und Geschmeide, die er der Geliebten kaufte — die sie dem Anschein nach mit inniger Freude annahm. Aber wie staunte er, da er an einem Abend das für jene Geschenke ausgegebene Geld auf seinem Tisch fand! Johanna hatte im Gespräch mit Stedmann erfahren, von welchen Kaufleuten er diese Geschenke gekauft habe; zu diesen war sie gegangen und hatte sie durch Bitten und Zulagen von dem Ihrigen dahin vermogt, jene Sachen wieder zurück zu nehmen. Keine Bitte Stedmanns war im Stande die Edle zur Annahme dieser Geschenke zu bewegen. Selbst der Unwille, den der Dankbare über diese Festigkeit bezeigte, wirkte nicht auf Johannas Benehmen. —„Warum, lieber Stedmann, wollen sie reicher

scheinen als sie sind?" sagte sie. — „Ich weiß es, daß sie nicht reich sind. Ich bin durch ihre Liebe hinlänglich belohnt. Für sie, Stedmann, bedarf ich keines weitern Schmuckes — für Andere durchaus nicht. —

Eine Denkungsart, wie diese, mußte die beiden Herzen gewiß immer inniger vereinigen; Beide wurden sich immer unentbehrlicher — als hämischer Neid und planmäßig ausgeführte Bosheit dies Glück hinderten und den stillen Frieden zweier Edlen aus dem Herzen scheuchte. Die Engländer, die jetzt in der Kolonie und namentlich in Paramaribo standen, zeichneten sich von den früher dort gestandenen, unbehülflichern, rohern, holländischen Soldaten sehr aus. Diese letztern waren in Deutschland an der Grenze Hollands angeworben, gekauft, aus Gefängnissen entwischt und durch Werberkniffe aller Art in Dienst gekommen. Selbst das Officiercorps bestand aus Leuten, deren Abschied vom Vaterlande man sehr gern sah. Daß alle diese Menschen ohne den mindesten Anstrich von irgend einer feinern Bildung waren, bedarf kaum einer weitern Erwähnung. Ganz das Gegentheil von ihnen waren die Britten, deren Nationalstolz ein gewisses, würdevolles, anstän=

diges Benehmen erzeugte; die überall mit einem gewissen Gefühl für Ehre auftraten und deren Officiercorps, aus Söhne wohlhabender Familien bestehend, eine, bisher in der Kolonie ganz unbekannte Bildung an den Tag legten. Rechnet man dazu noch ein glänzenderes Aeußere, so wird man es natürlich finden, wenn die vielen in der Kolonie wohnenden Europäerinnen es auf Eroberungen anlegten — wenn die Väter und Mütter herangewachsener Töchter eine Familienverbindung mit diesen schönen Britten wünschten und beförderten. Vor allen diesen Officieren zeichnete sich Stedmann durch Aeußeres wie durch Benehmen aus; natürlich, daß er der Gegenstand der Aufmerksamkeit, der glühenden Wünsche manches weiblichen Herzens wurde. Man erfuhr bald sein Verhältniß zu Johanna; man verzieh es ihm gern, daß diese einen Sohn von ihm hatte — in diesem Punkte nahm man es in der Kolonie nicht sehr genau — man hoffte, daß Stedmanns Rausch bald schwinden, daß er die Buhlerin — so nannte man Johanna — bald vergessen werde. Aber da diese Erwartung täuschte — da Stedmann seiner Geliebten treu blieb; da ihm kein Opfer, keine Verläugnung zu groß waren; da man sah,

wie achtungsvoll seine Freunde auf seine Liebe sahen — da mußten freilich andere Anstalten getroffen werden; da mußte entweder Johanna sterben, oder doch wenigstens in ein Verhältniß gestellt worden, bei dem die Ehre des Officiers ins Gedränge kam. Der Plan wurde durchdacht, erwogen und — ausgeführt. Wir haben vorhin gesehen, daß Johanna frei gesprochen war, daß sie durch ihres Geliebten Bemühung und durch seinen Einfluß in die Zahl freier Negerinnen versetzt wurde. Ein Loos, das in den dortigen Gegenden zu den beneidenswerthen gehört, weil die, die es genießen, aller Vorrechte Freigeborner theilhaftig sind, sie stehen unter dem Schutze der Gesetze, keine Willkühr einzelner Despoten hat Recht an ihre Person, das was ihr Fleiß, ihre Geschicklichkeit erwirbt, ist ihr Eigenthum; sie sind Herren ihrer Zeit und ihrer Kräfte, und nicht selten sieht man sie in einem Wohlstande, der für sie einen um so größern Werth hat, je mehr ihn der Rückblick auf die frühere Sclavenkette versüßt und hebt. —

Konnte man die glückliche Johanna in dies drückende, niedrige Verhältniß zurückwerfen; dann glaubte man triumphiren zu können; dann war es gewiß, daß der würdevolle Officier

einer Verbindung entsagen müsse, die mit der Ehre seines Standes nicht bestehen konnte. Möglich war es immer, daß in der Form, in welcher Johanna frei gelassen war, etwas versehen war; möglich daß sich aus dieser Freisprechung noch manches herausklauben ließ, aus dem ein Versehen wider die gesetzliche Form — etwas worauf die umständlichen Holländer sehr viel halten — stritte; genug die Sclavengerichte wollten so etwas finden und fanden es nur zu bald. —

Ein Streifzug gegen die Maron-Neger, die sich einiger Plündereien erlaubt hatten, entfernte Stedmann auf wenige Tage. Das ganze Unternehmen war beendigt; Ruhe und Sicherheit waren von Neuem verbürgt und Stedmann eilte zu Johanna zurück. Die Thür des Hauses war verschlossen—erst auf längeres Klopfen öffnete die weinende Hauswirthin die Pforte — Stedmanns Frage nach Johanna wurde mit einem Strom Thränen beantwortet. Dringender wurden die Fragen des feurigen, immer ungestümer werdenden Jünglings. — „Johanna ist gestern mit ihrem Sohn verkauft!" — war die furchtbare Antwort. — „Verkauft? — mit meinem Kinde verkauft?" rief Stedmann wüthend. „Wer that

dies? wer befahl dies?" — „Die hochmögenden Herren vom Gericht." — „Wer von ihnen that es? — wer hat Johanna gekauft?" — Die gute, theilnehmende Frau nannte einen jener hochmögenden Herren und zugleich beschrieb sie, wie Johanna mit wenigstens hundert andern Sclaven und Sclavinnen auf öffentlichem Markte versteigert sei; wie jener Holländer, dem, wie wir wissen, Johanna früher bestimmt war, sie erstanden habe. Weinend und händeringend setzte die Wirthin noch weitläuftig aus einander, wie ruhig und in sein furchtbares Loos ergeben, das unschuldige Lamm da gestanden — wie mehrere der Umstehenden Thränen des gerechtesten Mitleids vergossen — wie aber auch andere, besonders vornehmere Damen mit schadenfrohen, hämischen Blicken und mit teuflischem Lächeln diesen Auftritt angesehen hätten. Stedmann hörte von Allem diesen nicht ein Wort. Mit krampfhaft geballten Händen und mit festen Tritten ging er auf und nieder; er wollte den sichersten Weg zu Johannas Rettung überdenken; wie hätte er in dieser Stimmung einen ruhigen, kalten Gedanken denken — einen Entschluß fassen können! Kochend vor Wuth verließ er das Haus — was er jetzt thun wollte, darüber war er mit sich

noch nicht auf dem Reinen. Der Zufall wollte es, daß ihm hier, da er aus dem Hause trat, ein anderer Officier begegnete, dem Stedmann vor einigen Tagen das Leben gerettet hatte. — „Ich habe dir noch nicht einmal gedankt, lieber Stedmann,“ sagte er, „du hast mir mein Leben gerettet — habe Dank! Rechne darauf, daß ich mein Blut und Leben gern für dich wagen werde.“ — „O Gott! Freund — du erscheinst mir als ein Engel!“ rief Stedmann. „Meine Johanna ist gestern gestohlen — sie und mein Knabe sind gestern verkauft! — Rette die Armen! hilf mir!“ Wüthend schlug sich der Aufgebrachte vor die Stirn. Einen kurzen Augenblick sah ihn der Freund an; dann reichte er ihm die Hand. — „Folge mir, Stedmann, in mein Quartier,“ sagte er, — „hier macht unser Gespräch Aufsehen. In meinem Quartier können wir besser überlegen was zu thun ist.“ — Stille gingen Beide fort. Stedmann konnte vor Wuth nichts sagen; sein Freund überdachte unterweges seinen Plan. — „Nun gehe auf meine Stube lade Pistolen und deine Doppelflinte. Ich komme gleich wieder!“ — Mit diesen Worten verließ der Freund den Freund — er eilte zu dem Notarius, ließ sich von die=

sem zeigen, wer die Unglückliche gekauft — es war wirklich der Holländer und Johanna war schon gestern nach einem seiner naheliegenden Etablissements abgeführt — dann eilte er zu dem Hauptanführer des Militairs, bei dem er sehr viel galt. Er erzählte diesem die Geschichte und bat um Erlaubniß die Verkaufte mit Gewalt holen zu dürfen. Der General dachte einige Augenblicke nach; dann sagte er: „Ich wünschte, sie hätten mir dies alles nicht gesagt. Wenn ich nichts davon wußte und sie hätten das Unternehmen ausgeführt, so hätten sie allenfalls einige Tage Arrest gehabt. Jetzt aber gewinnt das Ding ein anderes, ein ernsteres Ansehen." — Der Officier mußte seinem Vorgesetzten freilich Recht geben. Allein, er bewies, daß Stedmanns Geliebte eine Freie und keine Sclavin sei. Er versprach zugleich, daß bei der Unternehmung kein Tropfen Bluts vergossen werden solle. — Der General lächelte, — „das ist mein geringster Kummer," sagte er. „Wir kennen die Käsekrämer — an Gegenwehr denkt keiner. Aber sie sind reich und sind immer noch die Herren des Landes." — Endlich gab der General nach. — „Gut! thun sie was sie nicht lassen können. Ich will von dem ganzen Aben=

theuer nichts wissen. Kommt aber Klage — so kennen sie unsere Gesetze." — „Stedmann hat mich ehegestern aus den Klauen der Maronen gerettet. Mein Gewehr war bei dem Waten durch den Strom naß geworden. Ohne Stedmann wäre ich nicht mehr." — „Ich habe bei dem Rapport davon gehört. Also Stedmann war ihr Retter! Brav! sehr brav!" —

„Aber du bleibst lange!" rief Stedmann unwillig dem eintretenden Freunde entgegen. „Wo warst du?" — „Bei dem Notarius. Ich mußte doch den Aufenthalt deiner Johanna erst wissen." — „Den wußte ich." — „Aber doch nur als dunkles, unverbürgtes Gerücht. Und nun komm! hast du geladen?" — „Ja ich habe auch mein Gewehr geladen." — Beide gingen. Am Thore stand noch ein kleines Commando der von der Unternehmung gegen die Maronen zurückkehrenden. Es waren sechs Mann. — „Wollt ihr heute eine doppelte Löhnung und eine dreifache Portion Rum verdienen, so kommt mit." — Bewegungsgründe dieser Art widersteht nicht leicht ein Soldat; sie wirken oft mehr als Ehre und Vaterland. So auch hier. Die Gewehre wurden aufgenommen und die acht Abentheurer traten den Zug an. Der Freund

Stedmanns — denn dieser hatte nicht kaltes Blut dazu — eröffnete den Leuten die Absicht, gab ihnen einige Verhaltungsregeln, aber kündigte ihnen zugleich harte Strafe an, wenn sie sich an irgend einen Menschen ohne im höchsten Nothfall vergriffen.

Jener Holländer hatte fast ganz allein eines der schönsten und fruchtbarsten Thäler der Kolonie. Ein Fluß zög sich durch dies Thal hin; Stundenlang reiheten sich Arbeitshäuser und Magazine an dem Ufer des Flußes; die herrlichsten Felder lagen da, und schön war der Anblick der Palmen und anderer edelartigen Bäume, die im üppigsten Wuchs da standen. Eine mehr als gewöhnliche Wohlhabenheit und eine fast ans Spielende grenzende Ordnung leuchteten überall hervor, und eine Menge arbeitender Sclaven war auf jedem Felde zu sehen. Besonders schön war das Haupt-Etablissement, das der Besitzer ganz zu seiner eigenen Bequemlichkeit eingerichtet und mit fürstlicher, aber geschmackloser Verschwendung verziert hatte. Mit einer gewissen Freude sah Stedmanns Freund alle die schönen Anlagen an; für Stedmann waren sie nicht da; und wären sie noch prächtiger gewesen — er hätte ihrer nicht geachtet.

Der Pallast erschien ihm als ein Kerker, in welchem seine Johanna schmachtete.

Stedmann ging mit seinem Freunde vor dem Zuge her; die Soldaten folgten mit einander sprechend. Uebrigens fiel ein Besuch dieser Art nicht sonderlich auf — man war ihrer auf den Kolonien und Plantagen gewohnt; die Besitzer sahen sie gern, sie konnten durch den Anblick der rothen Uniformen der Britten ihre Sclaven am besten von jedem Versuche einer Meuterei abhalten. Man war jetzt dem Gehöfte sehr nahe. Stedmanns Freund rief einen vorbeigehenden Neger, um gewissere Nachricht über Johannas Aufenthalt zu haben. „Ich habe nicht Zeit viel zu antworten,“ erwiederte der Neger. — „Und du sollst bleiben! du sollst mir Rede gestehn!“ sagte Stedmanns Freund, den zitternden Neger bei den Schultern festhaltend. — „Hat dein Herr gestern Sclaven gekauft?“ — „Ja Herr, ihrer Fünf.“ — „Auch eine Sclavin?“ — „Ja, Herr — eine Sclavin mit einem Kinde. Sie sitzt dort im Gefängniß; sie ist wieder verkauft, und wird jetzt abgeholt.“ — Daß dieser Bericht Stedmanns ganzes Herz erschüttern mußte, bedarf kaum einer Erwähnung. — „Wo ist das Gefängniß?“

fragte er. — Der Neger zeigte auf eine runde, mit Eisen beschlagene Thür, vor der einige Leute standen. Stedmann und seine Begleiter eilten dahin — sie kamen in dem Augenblick, in welchem — man male sich Stedmanns Empfindung! — seine Geliebte herausgeführt wurde. Die Arme trug ihr Kind auf den Armen — ihre Kleidung war der gewöhnliche Anzug einer Sclavin. —

Kaum hatte Stedmann die Unglückliche erblickt, als er ihr entgegen sprang und sie mit seinem Sohn in seine Arme schloß — Johanna war durch dieses ganz unerwartete Wiedersehen, das sie kaum im Traume für möglich gehalten haben würde, so erschüttert, daß sie keines Wortes mächtig war. Ohnmächtig vor Freude lag sie in Stedmanns Armen — der seine Freude nur durch dankbare Thränen an den Tag legen konnte. Kopfschüttelnd stand der wohlbeleibte, phlegmatische Käufer, ein Holländer, da; ein Handel dieser Art war ihm noch nicht vorgekommen; er konnte sich darin nicht finden. „Aber mein Herr!“ sagte er endlich, „was soll das? die Sclavin habe ich gekauft. Sie gehört mir!“ — Jetzt gehört sie meinem Freunde,“ antwortete Stedmanns Begleiter,“ die Arme ist ihm

gestohlen und er nimmt sie, wo er sie findet." — „Aber das ist sonderbar! Ich habe sie mit schwerem Gelde bezahlt. Wer gibt mir das wieder? Was mache ich nun? Was thue ich?" — „Herr, sie geben uns ein gutes Abendessen — wir sind hungrig — dann schaffen sie uns ein Maulthier für die Befreiete, die wir mit nach Paramaribo nehmen." — „Ja" — sagte der Holländer, ohne sich im mindesten aus der kalten Fassung bringen zu lassen, „ja, ich bin hier nicht Herr. Der Besitzer ist abwesend." — „Nun, das macht wenig. Wo ist der Aufseher?" — Er wurde gerufen; er erhielt die Befehle; der Blick auf die bewaffneten Engländer machte ihn so gehorsam, daß er gleich im Freien ein Gastmahl von Früchten und Wein veranstaltete. Mit der größten Seelenruhe nahm der Holländer Antheil; er wurde noch ruhiger, da Stedmanns Freund ihm versprach, für die Wiederbezahlung der Kaufsumme zu sorgen. Während Alle sich gütlich thaten — alle sich pflegten — war Stedmann, den alles was um ihm her geschah, nicht anzugehen schien, mit seiner Geliebten, mit seinem Sohn beschäftigt. Beide erholten sich — Beide waren im Stande, die Reise nach Paramaribo bald anzutreten.

Wer war in diesem Augenblick glücklicher als Stedmann? Wie ein Sieger froh und selig zog er auf dem, vom Vollmonde erleuchteten Wege fort — wie triumphirend brachte er seine Geliebte in jenes Haus, in welchem er an ihrer Seite so glücklich gewesen war.

Der Verkauf eines Sclaven oder einer Sclavin gehört in den Kolonien zu den Kleinigkeiten, um die sich Niemand bekümmerte als der Käufer und Verkäufer. Die unglücklichen Geschöpfe machen nun einmal den Gegenstand des entehrendsten Handels aus; und die bei diesem Geschäfte vorkommenden, streitigen Fälle werden wie jeder andere Streit geschlichtet und vergessen. Der Fall, in welchem Stedmann war, machte aber um so mehr Aufsehen, da er theils die alten, frühern Vorrechte der Holländer erschütterte, und diese nicht mit Unrecht noch stärkere Eingriffe der Engländer in ihre Handelsprivilegien befürchteten; theils machte diese ganze Begebenheit um so mehr Aufsehen, da sie bald der Gegenstand jeder weiblichen Unterhaltung wurde. Fast jede der Unverheiratheten hatte auf Stedmanns Liebe gerechnet; fast jede träumte von seinem Besitz, so bald nur erst die beneidete und verhaßte Sclavin aus dem Spie-

le entfernt sein würde. Dies letztere war geschehen — aber die Freude war zu voreilig gewesen — muthig hatte Stedmann die Geraubte gerettet; triumphirend ging der Treue mit der Treuen durch Paramaribos Gassen. Jetzt entschloß man sich, die Sache um so ernster zu treiben, da zu dem Haß gegen Johanna, sich der noch ungleich größere Haß gegen Stedmann gesellte. Eine förmliche Klage hob an. Man beschuldigte den Jüngling gefährlicher Eingriffe in die Rechte des Eigenthums Anderer — man drang auf seine Bestrafung. Ueberdies beschuldigte man die unglückliche Johanna der Mitwissenschaft des ganzen Entwurfs, wie der Mitwirkung zu der Ausführung des Planes; man bestand nicht allein darauf, daß Johanna wieder Sclavin werden solle; sondern man freuete sich darauf die Arme an den Pfahl gebunden und gegeißelt zu sehen. — Alle diese Anklagen durch die feinsten Handelsspitzfündigkeiten unterstützt und mit allen Rechtschikanen versehen, wurden dem englischen Befehlshaber zugesandt, der — als ein Soldat sich in dem ganzen Handel nicht finden konnte. Vielleicht hätte diese ganze Rechtssache die wichtigsten Folgen gehabt — denn der General konnte bei aller Vorliebe

für Stedmann nichts thun, da der Buchstabe des Gesetzes wider ihn sprach, und die ganze Kolonie nach diesen vorgefundenen Gesetzen gerichtet wurde. —

Da aber mußte ein Zufall — wie es denn oft in der Geschichte einzelne Beispiele gibt — die Liebe zweier edlen Herzen schützen und alle die Hindernisse, die sich aufthürmen — wegräumen. — Einer der begütertsten Plantagenbesitzer hatte durch seine Strenge gegen die Sclaven es soweit gebracht, daß viele derselben entliefen und Schutz bei den Ueberresten der Maronen, die tiefer im Lande wohnten, suchten. Die Unglücklichen, die man auf der Flucht wieder auffing, wurden auf das empörendste bestraft, und fast alle endeten unter den Geißelhieben des gefühllosen Aufsehers. Um dergleichen Excutionen recht warnend und eindrücklich für die übrigen Sclaven zu machen, mußten diese Unglücklichen gewöhnlich Zeugen der Bestrafung ihrer Mitbrüder sein. Wer von ihnen nur das geringste Mitleid zeigte, stand in der nächsten Stunde am Marterpfahle, um auf ähnliche Weise gezüchtigt zu werden.

Einst war eine junge Negerin, die erst seit einigen Tagen in der Pflanzung war, zu einer

namhaften Anzahl Peitschenhiebe verdammt; die Unglückliche hatte aus Versehen ein Porcellaingefäß zerbrochen. Wie gewöhnlich standen die übrigen Sclaven, einen Kreis bildend da, um die Bestrafung als ein warnendes Beispiel anzusehen. Der gefühllose Aufseher schleppte die Bebende an den Pfahl — er wollte sie eben befestigen; als ein junger, kraftvoller Neger mit einem lauten Ausruf der Wuth aus dem Haufen sprang, und die Unglückliche an sich riß und mit der Wuth eines Tigers den Aufseher zurückstieß. Die Unglückliche war seine Schwester — deren Loos ihm völlig unbekannt geblieben war, und deren Zustand er erst jetzt erfuhr. Seine Wuth wirkte auf die übrigen — alle fielen über den Aufseher und seine Gehülfen her — die Pflanzung war eine der Entferntesten — leichter als bei jeder andern war es hier nach gekühlter Rache in die nahen Wälder zu entfliehen, und wirklich that dies der ganze Haufen. Nur einige von ihnen, die sich auf ihrer Flucht verspäteten, wurden von den Nacheilenden aufgegriffen — unter diesen der Bruder jener Unglücklichen. Gräßlich war die Bestrafung — beispiellos die Züchtigung, die besonders der Bruder tragen mußte. Ihm wur-

den beide Hände abgehauen — und so verstümmelt ließ man ihn vor dem Walde, als eine Beute wilder Thiere liegen. Diese Grausamkeit, die in dem Sclaven-Gesetz hart verboten war, wurde unter den Sclaven bald bekannt — aber eben so unter jenen freien Negern, die bei dieser Nachricht vor Wuth glüheten, und bald die gräßlichste Rache schwuren. Schon in der folgenden Nacht stand eine der schönsten Plantagen im Feuer und von allen Seiten hörte man von Anstalten der Neger — vom Entfliehen mehrerer Sclaven und mit Recht besorgte man den völligen Untergang der ganzen Kolonie. In dieser Verlegenheit wandte man sich an den Anführer der englischen Truppen — seit einiger Zeit, besonders in den Tagen der Ruhe, hatte man diese etwas gleichgültig behandelt — man bat um kräftige Hülfe — man beschenkte die Officiere, wie die Soldaten, um sie desto thätiger zu machen. Der Commandeur nahm hierdurch Gelegenheit für seinen Stedmann zu sorgen; er drang auf Johannas völlige Freiheit und auf völlige Vergessenheit des Vorgefallenen. Eine Bedingung, die man nicht nur gern erfüllte, sondern auch Stedmann und seine Geliebte reichlich beschenkte.

Die ganze Rebellion wurde bald gestillt und Stedmann war von Neuem, und ungestört glücklich in den Armen seiner Johanna. —

Es war diese die letzte Unternehmung der Engländer — bald nöthigte der Krieg in Europa sie zur Rückkehr nach England. Die Truppen wurden eingeschifft, um auf der Flotte günstigen Wind zu erwarten. Stedmanns redliche Absicht war, seine Geliebte und seinen Sohn mit sich zu nehmen, und in seinem Vaterlande durch Religionsgebrauch sie zu seiner wirklichen Gattin zu machen.

Aber wie fiel es dem Liebenden auf, da Johanna sich weigerte ihm zu folgen — da sie fest und unerschütterlich auf diese Verweigerung bestand und alle Vorstellungen fruchtlos, alle Bitten vergeblich waren!

„Ich gehe nicht mit ihnen nach Europa," sagte sie — „dort wäre ich ihnen eine Last; ihre Familie würde es ihnen gewiß nie verzeihen, daß sie mich wählten. Man würde mich mit Verachtung, mit erniedrigendem Spott behandeln — und das verdiene ich nicht; das würde ich nicht ertragen. Obgleich nur als Sclavin geboren, schlägt doch in meiner Brust ein eben so edles, für Ehre empfängliches Herz,

wie in der Brust der gebildetesten Europäerin. Lassen sie mich und meinen Sohn hier. Ich hoffe, sie erfüllen meine Bitte um so eher, da ich ihnen vor Gott erkläre, daß ich fest auf meinem gefaßten Entschlusse beharre."

Stedmann wußte auf diese, unter heißen, glühenden Thränen vorgebrachten Worte nichts zu erwiedern. Alles Bitten war unnütz — alle Bewegungsgründe vergebens verschwendet. Da rollten die drei Kanonenschüsse — das Signal, unter Segel zu gehen — durch die Stadt. — Stedmann riß sich, wie betäubt aus den Armen seiner Geliebten — ernste Pflicht seines Berufes rief ihn mit stärkerer Stimme. Wie ein Betrunkner enteilte er der Wohnung, in der er so glücklich gewesen war — ohne zu wissen, wie er angekommen war, bestieg er das Schiff.

Angegriffen von dem erschütternden Augenblick dieser Trennung stand Stedmann an dem Hauptmaste, die Größe seines Verlustes überdenkend, als sein Oberst sich ihm näherte, und nach Johanna sich erkundigte. Stedmann erzählte ihm alles. — „Und sie wollen das arme Geschöpf dort lassen, wo es bald eine Beute der Rachsucht und des Spottes werden wird? Nein, das hat die Gute nicht verdient. Will

sie nicht durch Ueberredung folgen, so muß sie es mit Gewalt thun. Dort darf sie nicht bleiben!" — Stedmann versicherte, alle nur möglichen Bewegungsgründe erschöpft zu haben. — „Wir bleiben diese Nacht noch vor Anker," — sagte der Oberst. „Fahren sie morgen mit dem frühesten noch einmal ans Land — suchen sie ihre Johanna zu der Mitreise zu bewegen. Vielleicht sind sie morgen glücklicher, als sie es heute waren."

Wirklich fuhr Stedmann vor Anbruch des Morgens ans Land. In der Wohnung Johannas war alles still — selbst auf mehreres Klopfen wurde die Thür nicht gleich geöffnet. Stedmann eilte auf Johannas Gemach — aber — welcher Anblick! Entseelt lag die Edle auf ihrem Lager; der zu schwere Kummer der Trennung hatte das edelste Herz vernichtet. Vor Verzweiflung außer sich, verließ Stedmann das Gemach — seinen Sohn nahm er mit sich nach England.

Fernando Cortez und Donna Marina.

In der Reihe derer, die am Scheidepuncte des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, das Schicksal des neuentdeckten Amerikas entschieden, gebührt dem spanischen Heerführer Fernando Cortez einer der ersten Plätze. Von seinen Eltern und von mehreren seiner hohen Verwandten für die Wissenschaften bestimmt, bezog der Jüngling die hohe Schule, als Columbus im Jahre 1492 der Entdecker einer neuen Welt geworden war. Natürlich war es wohl, daß eine solche Begebenheit auf den feurigen Jüngling wirken mußte. Ein schönes, vielversprechendes Feld großer Thaten eröffnete sich ihm; seinen Namen berühmt zu machen, wurde jetzt der einzige Wunsch; und so war es denn wohl eben so natürlich, daß der Hang, gewagte Abentheuer zu bestehen, den Eifer für Wissen=

schaften unterdrückte. Vom Eifer sich auszuzeichnen getrieben, ging der neunzehnjährige Jüngling nach Kuba, der größesten, amerikanischen Insel, die fast dreitausend Quadratmeilen hält, und die damals unter der Statthalterschaft des Velasquez, eines nahen Verwandten Fernandos, stand. Mit Freude nahm Velasquez den kühnen, viel versprechenden Jüngling auf und nur vierzehn Jahre waren erforderlich, um aus dem wissenschaftlich Gebildeten, und mit reichen Vorkenntnissen Ausgerüsteten, einen kraftvollen, umsichtigen Helden zu bilden. —

Von dem eigentlichen Festlande Amerikas hatten die Spanier noch nichts erobert; ihr eigentlicher Besitz erstreckte sich blos auf die Inseln, die unter dem Namen der Antillen bekannt, auf der Ostseite dieses Welttheils liegen; deren Schätze aber die brennende Begierde, das Festland, das eine noch reichere Ausbeute versprach, zu besitzen, immer mehr anfeuerte. Lange schon hatte Velasquez diesen großen Gedanken gehegt; lange schon den wichtigen Plan mit allen seinen Vortheilen, mit allen seinen Schwierigkeiten überdacht; und nur der einzige Gedanke: Wem er die Führung eines so wichtigen Unternehmens übertragen solle? hatte die wirkliche Ausführung

noch aufgeschoben. Freilich hatte Velasquez kühne und unternehmende Anführer genug; freilich fehlte es auf Kuba nicht an Hülfsmitteln, die ein solches gewagtes Unternehmen mit dem besten Erfolge krönen konnten; aber theils fürchtete der stolze Velasquez, daß jene allen Ruhm für sich nehmen würden; theils waren dem menschenfreundlichen Statthalter die Grausamkeiten so vieler nicht unbekannt geblieben. Er sah schrecklichen Auftritten entgegen, gab er die vielen, ihm zu Gebote stehenden Mittel zum Siege, in die Hände gefühlloser und beutesüchtiger Anführer. Der Eifer seines Verwandten, Fernando, war ihm nicht entgangen; mit Freude bemerkte er die großen Fortschritte, die der wissenschaftlich gebildete, junge Krieger in allen dem, das ihn eines Oberbefehls würdig machen konnte, gethan hatte. Er kannte den hochherzigen Jüngling, dessen Character edel, dessen Wandel vorwurfsfrei war; er wußte, das ihm des Vaterlandes Ruhm wichtiger war, als eigener Gewinn; und so trug er ihm den wichtigen Posten, den großen Auftrag, jenes Festland zu erobern, an; ein Antrag, der, zeigte er auch noch soviel Schwierigkeiten und Gefahren, dem Jüngling der Angenehmste sein mußte. Die Zwischen-

zeit — es vergingen fast zwei Jahre — benutzte Cortez sehr weise. Er sammelte nicht nur alle die einzelnen Nachrichten die kühne Abentheurer brachten und die zu der Kenntniß jener noch unbekannten Länder beitrugen; er lernte auch so viel ihm möglich war, die Sprache des Landes, und besonders wählte er die zu Theilnehmern seines großen Werkes, die hinsichtlich ihres Muthes, ihrer Rechtlichkeit und ihrer höhern Bildung sich auszeichneten. Er, selbst ein junger Mann mit der Klugheit und Festigkeit eines Greises; von Erziehung und richtigem Ehrgefühl; von vielen ausgezeichneten Talenten und einem edeln Herzen. — Er wollte Leute unter sich haben, denen er nicht nur befehlen, sondern die er auch achten konnte. Im November 1518 war sein kleines Unternehmungsheer in St. Jago auf Kuba versammelt; es bestand aus sechshundert Mann Fußvolks, aus siebzehn Reitern und aus sechzehn leichten Feldstücken — ein kleines, kaum zu rechnendes Häuflein, wenn man das Unternehmen, ein Reich, das fast ganz Europa an Größe gleichkommt, einen mächtigen, für damalige Zeiten einen hohen Grad der Cultur erreichten Staat zu erobern, damit vergleicht. Auf vierzehn Schiffen

gingen die Spanier unter Segel, um das gewagte Abentheuer zu bestehen. Freilich waren selbst die Kühnsten mit Recht besorgt, ob das Unternehmen gelingen könne; denn nur dreizehn Spanier waren mit Feuergewehr bewaffnet; die übrigen führten Armbrüste, Lanzen und Schwerdter — Waffen, die denen der Indianer nicht sehr vorzuziehen waren; selbst Cortez wurde ernster und nachdenkender, da er mit seinem kleinen Unternehmungsheer den Hafen verließ. Aber bald glühete von Neuem das edlere, größere Heldengefühl in seiner Seele auf. Er wußte, welche Menschen er führe; es waren Leute, die an strenge Ordnung gewöhnt waren, die sich durch Waffenfertigkeit auszeichneten und die besonders mit unerschütterlicher Liebe an ihm, ihrem Anführer hingen. Ein Blick auf diese edlern Krieger — ein Blick auf sein eigenes Herz, gab dem Helden neuen Muth. Er wußte aus sichern Nachrichten, daß Mexiko ein ganz anderes Reich, als Peru sei — er sah bei dessen Eroberung ungleich größern Schwierigkeiten entgegen, als die waren, die Pizarro bei Perus Eroberung vorfand; aber er kannte auch seinen höhern Werth. Cortez war ein edler Anführer, würdig in der Geschichte eines

jeden kriegerischen Zeitalters zu glänzen; dahingegen war Pizarro, der unkultivirte, gemeine Soldat, der Mann ohne Erziehung, ohne Grundsätze, ohne wissenschaftliche Kenntniß, weiter nichts als ein kühner Wagehals, den bloßer Eigennutz leitete; den Habsucht zum Räuberanführer bildete und dessen ganzes Heer aus eben so Tollkühnen, nach Beute Lechzenden bestand. Cortez verglich seine Bewährtern mit diesen Unholden und da mußte wohl jeder Blick auf seine Umgebung neue Zuversicht wecken, neues Vertrauen auf das Gelingen der guten Sache verstärken.

Wir werfen jetzt erst einen leichten Blick auf das mächtige Mexiko, zu dessen Eroberung Cortez jetzt eilte. Es gab damals nur eigentlich zwei, förmlich eingerichtete Staaten in Amerika; das Reich der Inkas in Peru und Mexiko. Beide waren zahlreich bewohnt, Beide nahmen einen ungeheuren Flächenraum des schönsten, fruchtbarsten und reichsten Landes ein. Nur Peru war das noch nicht, was Mexiko war; schwächere Fürsten herrschten über jenes Land und verweichlichte Bewohner waren jeder Anstrengung um so mehr abhold, da Natur, Klima nnd Fruchtbarkeit des Bodens jeden angestrengten Fleiß, jede ausdauernde Arbeit überflüssig

machten. Ungleich fruchtbarer war Mexiko; es verdiente schon um seiner Einrichtung willen, den Namen eines kriegerischen Staats. Unter den Einwohnern waren gewisse Klassen, deren Erste dem höhern Adel unserer Zeiten gleicht, und das Vorrecht besaß, den jedesmaligen Monarchen zu wählen. Blieb man gleich bei dieser Wahl fast immer in der Familie, so wurden doch nur die zu Fürsten gewählt, die durch ausgezeichnete Kriegsthaten den, eines Regenten würdigen Muth gezeigt hatten. So war man gewiß, immer einen tapfern Fürsten zu haben; aber — ob immer den Weisesten, den Besten, den Edelsten? dies war eine andere Frage. —

Unter dem Adel selbst fanden sich mehrere Stufen; die geringere Klasse kann man mit allem Recht die Vasallen höherer Stände nennen. Nur darin waren alle Abstufungen gleich, daß die größeste Ehrfurcht vor dem Monarchen und treueste Anhänglichkeit an dem Thron Einen wie den Andern beseelte. Auf der tiefsten Stufe der Unterthänigkeit und der Abhängigkeit stand das Volk, dessen unterste Klasse völlige Sclaven der Grundherrschaft war. Ihr Leben hing von denen ab, die ihnen Feld und Acker gaben. Selbst der Mord an einen solchen Ab-

hängigen von seinem Herrn verübt, wurde nicht bestraft. Allgemein war in dieser niedern Klasse des Volkes das Vorurtheil, daß jene höhern Stände einen wirklich edlern Ursprung hätten, und mehr als gewöhnliche Menschen wären; ein Vorurtheil, das unbedingten Gehorsam erzeugte; aber auch die ganze Nation zu einer der kriegerischsten heben mußte. Und wirklich hatte Mexiko sich zu der Zeit zu einem kriegerischen Staate gehoben, dessen Nachbaren völlige Unterjochung fürchteten, indeß die Mexikaner selbst unter dem harten Druck ihres Despoten Montezuma seufzten.

Jetzt nehmen wir den Faden der eigentlichen Geschichte Cortez wieder auf. — Dem klugen Cortez konnte es nicht entgehen, wie unzufrieden die unterjochten Nachbarländer mit der despotischen Regierung des Montezuma und besonders mit den Bedrückungen des mexikanischen, übermüthigen Adels waren. Tief und schmerzhaft fühlten es diese stiefmütterlich behandelten Länder, daß ihre Cazikeu, von denen sie sonst mit Vatergüte regiert wurden, selbst der Gegenstand des Spottes der Stolzen; der Gewaltthätigkeit der Mächtigen geworden waren. Cortez erfuhr bald, daß sie sich gern aus diesen Scla=

venketten befreien mögten — daß sie jedem, der ihnen zu der alten Freiheit verhelfen würde, gern die Hand bieten wollten. Aus dieser Ansicht floß für ihn der Grundsatz schonendster Milde, herablassender Güte und inniger Freundschaft. Unter Androhung der Todesstrafe verbot er jede Gewaltthätigkeit, jede Beeinträchtigung und die natürliche Folge davon war, daß selbst mehrere der mißvergnügten Großen auf Cortez Seite traten, sein Heer mit allen Nothwendigkeiten unterstützten und ihm treue Dienste zum Gelingen seines Unternehmens versprachen. Natürlich, daß Cortez diese Aeußerungen gern hörte — daß er sie zu nutzen beschloß — aber eben so natürlich, daß seine Klugheit ihm ein gewisses Mißtrauen zur Pflicht machte und daß er nichts sehnlicher wünschte, als einen treuen, umsichtigen Freund, der ihm rathe.

Einzig und ausgezeichnet sorgte das Glück für ihn. Es gab ihm statt des bloß rathenden Freundes, eine Geliebte, die mit musterhafter Treue an ihm hing, und mit umfassender Klugheit alles leitete. —

Der Ruf von des fremden Anführers menschenfreundlicher Güte, wie das Gerücht von der ausgezeichneten Tapferkeit seiner Begleiter,

waren tief in das Innere des Festlandes erschollen; die Unterdrückten hofften durch diese Fremdlinge befreit zu werden, und fast alle sahen der Ankunft Cortez mit so größerer Sehnsucht entgegen, je mehr einzelne Beweise dies Gerücht bestätigten. Nur ein einziger der Caziken machte eine Ausnahme — der Cazike von Tabasko; der, obgleich Cortez mit aller Schonung und Freundschaft gelandet war — zu den Waffen griff; sein Volk aufbot und wirklich das kleine, gelandete Heer der Spanier anfiel. Dem völlig unvorbereiteten Cortez wurde der Sieg gegen die Uebermacht etwas schwer; er kostete ihn zwei Todte und mehr als funfzig Verwundete; ein Verlust, der den Spaniern freilich schmerzlich war; der sie aber zu desto größerer Anstrengung anfeuerte. Der überwundene Cazike war gezwungen Frieden anzubieten und Cortez ließ sich geneigt zu diesem, ihm aus vielen Gründen werthen Bündniß finden. Der Cazike, der jetzt sah, wie sehr die Fremdlinge ihm überlegen waren, suchte jetzt durch Geschenke sie noch mehr zu verbinden, und besonders den Anführer zu gewinnen. Zu dieser Absicht wählte er ein eigenes Mittel. In einem seiner schönen Gärten versammelte er mehrere seiner Vorneh=

mern. Auch Cortez und zehn seiner Officiere wurden eingeladen; mehrere einzelne Gruppen, sowohl der Spanier als der Eingebornen, hatten sich in den Gängen und Gebüschen zerstreut. Auf einem der reizendsten Rasenplätze waren zwanzig junge, schöne Mädchen, bekleidet mit einem leichten Gewand. Der Cazike führte Cortez und seine Begleiter hierher; auf einen Wink des Caziken entfiel jenen Mädchen das leichte Gewand — völlig nackt standen sie da, den Blicken der staunenden Spanier ausgesetzt. — „Alle diese Töchter meines Landes sind euch geschenkt," sagte der Cazike mit einer Gleichgültigkeit, die hinlänglich verrieth, daß Geschenke dieser Art zu den unerhörten Seltenheiten nicht gehörten. „Sie sind euer Eigenthum; sie sollen für euch kochen und besonders für euch Maisbrod backen." — Cortez bemerkte auf den ersten Blick zu seiner Verwunderung, wie diese verschenkten Mädchen, ihrer Blöße ungeachtet, nicht die geringste Verlegenheit blicken ließen; sie standen so unbefangen da, als gehöre ein Auftritt dieser Art zu den alltäglichen. — Nur eine Einzige und zwar die Schönste von allen, schien das Unwürdige tief zu fühlen. Glühend vor Erröthen schlug sie beschämt

den Blick zur Erde; sie suchte sich hinter ihren unbefangenen Schwestern zu verbergen — sie wagte es nicht einen Spanier — ja nicht einmal einen Indianer anzusehen; ein Gefühl und ein Benehmen, das Cortez ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. Der Cazike sagte: „Nun, Freund — du bist der Erste im Range; dir kommt das Recht zu, aus diesen Töchtern meines Landes zu wählen, welche und wieviel du wählen willst." —

Cortez, ein junger Mann von festen Grundsätzen, gerieth in Verlegenheit — weniger war dies der Fall bei seinen Gefährten, die die Unbefangenheit der zur Schau Ausgestellten, mit wilden, begierigen Blicken musterten; an des Caziken Hand trat er näher. Die eine Verschämtere warf sich nieder — sie verhüllte sich in das neben ihr liegende Gewand, während die übrigen mit der frühern Unbefangenheit in ihrer Blöße stehen blieben. „Ich wähle diese," — sagte Cortez, indem er es fühlte, wie sein Herz zu der Verschämten hingezogen war. Nicht der leiseste Hauch einer wilden Gier regte sich in seiner Brust; er empfand reine, fromme Liebe, die freilich vielleicht erst durch den Anblick der Schönheit erzeugt war, die aber durch Achtung

für weibliche Tugend verstärkt wurde. Cortez redete die Geliebte an, deren Erröthen der sicherste Beweis ihrer kindlichen Unschuld war; er fand an ihr eben so viel Sanftmuth des Herzens; eben so viel gebildeten Verstand, wie er Reize und Schönheit an ihr gefunden hatte. Der Cazike billigte seine Wahl nicht nur, sondern erklärte unverhohlen, wie er gewünscht habe, daß Cortez gerade diese wählen möge. Zugleich machte er, während die Geliebte nach der Wohnung Cortez geführt wurde, diesen mit der Geschichte seiner Geliebten bekannt. Sie war die Tochter eines jener unglücklichen Caziken, die von Montezuma unterjocht, ihr Land hingeben und selbst ihre Kinder nach dem damaligen Gebrauch in Sclavengewande sehen mußten. Sehr früh wurde die Arme dem väterlichen Hause entrissen — und war so nach mancher harten Prüfung endlich in die Gewalt dieses Caziken gerathen. Oft hatte sie, so jung sie auch war, ihren Aufenthalt verändern müssen — ein Umstand, der die Folge hatte, daß sie mehrere der Sprachen in dem weiten, mexikanischen Reiche nicht nur fertig sprach, sondern auch dadurch ihr Fassungsvermögen und die Fertigkeit jede andere Sprache leicht zu erlernen, noch mehr

hob. Alle diese Geistesvorzüge hoben aber auch Cortez immer glühender werdende Liebe. Sein erstes war, die Geliebte im Christenthum unterrichten zu lassen; der Zufall wollte es, daß sie in die Hände eines frommen Greises, des Franziskaners Georg kam, der ihren Verstand nicht durch unnöthige Spitzfündigkeiten verwirrte, sondern durch Wahrheit aufklärte und das Herz für fromme Gefühle bildete. Cortez verband sich durch Religionsgebräuche als Gatte mit Marina — diesen Namen erhielt sie in der Taufe — und er legte mit allem Recht den größesten Werth auf seine Gattin. Aber auch ihre Liebe zu dem edlen Gatten war grenzenlos, war unverstellt. Auch sie fühlte sich glücklich im Besitz des Gatten, dessen Herz mit dem ihrigen so schön stimmte, dessen Seele mit der ihrigen in so vollendetem Einklange war. Schon die ganze, liebevolle Art, mit der Cortez seine Gattin behandelte, mußte die Eingebornen des Landes für ihn einnehmen; sie sahen sich durch diese achtende Liebe gleichsam geehrt. Aber noch mehr bewirkte Donna Marina durch sich selbst, durch ihr Benehmen gegen ihre Landsleute, durch die unverstellte Freundlichkeit, mit der sie jeden behandelte. Kein Wunder, wenn alle mit

Achtung auf sie blickten — mit Liebe an ihr hingen. Oft war das kleine Heer des Cortez in größester Verlegenheit — oft droheten Mangel und Entbehrung aller Nothwendigkeiten den Untergang — aber dann zeigte sich Donna Marina als ein rettender Engel; dann übersah sie mit hellem, scharfen Blick die Gefahr; dann fand ihre Klugheit bald da ein wirksames Rettungsmittel, wo selbst der Anführer nicht im Stande war zu rathen. Bald verband sie neue Völkerschaften mit den Spaniern; bald erforschte sie Wege, die man bisher nicht kannte: bald vermogte sie durch die Kraft ihrer Worte, durch den Zauber ihrer Beredsamkeit, feindlich gesinnte Stämme das Heer mit Lebensmitteln zu versehen. Mit der größesten Gewandtheit entdeckte sie die listigsten Verschwörungen solcher Stämme, die es dem Anscheine nach mit den Spaniern hielten; im Grunde aber den Untergang dieser Fremdlinge bewirken wollte. Selbst Marinas Ueberredungsgabe war es allein zuzuschreiben, daß Montezuma sich freiwillig in die Hände der Spanier gab. —

Jetzt zeigt sich uns der Zeitpunkt, in welchem Cortez am meisten glänzte, wiewohl die Geschichte uns zugleich zeigt, daß ein großer

Theil dieses glänzenden Lichts auf seine Gattin, auf Marina, zurückfällt. — Mit dem Siege, den Cortez über den Caziken von Tabasko erfochten hatte, zeigten sich aufgehäufte Schwierigkeiten in der Ausführung seines Hauptplanes, der völligen Eroberung Mexikos; Hindernisse, die mit jedem Tage sich mehrten.

Nach einem allgemein verbreiteten Vorurtheil, das seit längern Jahren schon in Mexiko herschend gewesen war, ohne daß man den Ursprung desselben angeben konnte; sollte das mexikanische Kaiserthum durch fremde, weiße, völlig unbekannte Menschen zerstört werden. Dies Vorurtheil konnte wohl Niemanden wichtiger sein als dem Kaiser Montezuma selbst. Seine ganze Existenz, sein Glück, sein Fall standen auf dem Spiele. Selbst abergläubisch fürchtete er die Erfüllung dieser Vorhersagung um so mehr, da durch die Ankunft des Cortez so vieles von dem Angedroheten schon in Erfüllung gegangen war. Jetzt wollte sich Montezuma als Held, als Gebieter so vieler Millionen zeigen; und befahl daher mit deutlichen Worten, daß Cortez sogleich mit seinen wenigen Begleitern das Reich verlassen solle, das Cortez nach der Ueberwindung der Tabaskaner betrat. Ent=

schlossen, bestimmt und fest war die Forderung; Cortez würde ihr Folge geleistet haben, hätte nicht Montezuma diese ernste Forderung mit ungeheuren Geschenken begleitet. Ein solcher Widerspruch mußte auffallen. Cortez sah Schwäche darin — seine Soldaten sahen darin die Beweise vom Reichthum eines Landes, der sie nur um so begieriger machte, das Land, die Mutter so vieler Kostbarkeiten, selbst zu erobern. Cortez verstand es diese Schwäche des Kaisers weise zu benutzen; seine Antwort auf jenen Befehl war ein dringender Wunsch, den Monarchen selbst zu sprechen, indem er vorgab, wichtige Aufträge von seinem Könige zu haben. Vielleicht war dieser Wunsch etwas hart ausgedrückt; vielleicht beleidigte das ganze Anmuthen den Kaiser; genug, das bisher friedliche Verhältniß schwand — alles gewann ein kriegerisches Ansehen, und die Mexikaner, die bisher das spanische Heer mit Lebensmitteln unterstützt hatten, zogen sich zurück, und das auf einer unfruchtbaren Fläche stehende Heer des Cortez gerieth in Gefahr, die Beute des Hungers zu werden. Die Lage dieses kleinen Heeres war wirklich bedenklich. Die Spanier standen in einer Gegend, in der es selbst am Wasser fehlte; feind=

lich gesinnte Völkerschaften umgaben sie; Montezumas Kriegsrüstungen hatten diese von dem Bündniß mit Spanien gerissen — und unter den Stämmen, die es zum Schein noch mit den Spaniern hielten, brach bald eine Verschwörung aus, die dem Leben des Anführers Cortez mit mehr als gewöhnlichen Gefahren drohete. Die kluge Marina entdeckte dies Complott; sie gab Cortez die sicherste Auskunft darüber; und ermuthigte den, durch die ihn umgebenden Gefahren in Verlegenheit gerathenen Gatten, so sehr durch überzeugende Gründe, daß er seinem, eben so verlegen gewordenen Heere nur die Wahl zwischen Sieg oder Tod ließ. Um seine Leute von einem schimpflichen Rückzuge nach Kuba abzuhalten, ließ Cortez die Flotte im Feuer aufgehen. Jetzt mußte das Reich erobert werden, oder die Spanier mußten ehrenvoll auf dem Schlachtfelde fallen; einen andern Ausweg gab es nicht. —

Das feste Benehmen das Cortez gegen Montezuma und gegen dessen Befehl, die Grenzen des Reiches zu verlassen, gezeigt hatte, hatte eine Gesandtschaft des Kaisers zur Folge. Mehr als hundert der vornehmsten Mexikaner erschienen im feierlichen, kriegerischen Pompe und Cortez — achtete nicht darauf. Statt der Antwort

ließ er sein Heer ausrücken; gab den Fremden das schöne Schauspiel europäischer Kriegsfertigkeit und erreichte durch dies Mittel, das ihm Marina gerathen hatte, völlig seine Absicht — die Gesandten in Erstaunen zu setzen, und mit seinen Spaniern in ihren Augen als übermenschliche Wesen zu erscheinen. Unter den Gesandten waren zwei Caziken, die längst der Tyrannei Montezumas überdrüssig waren, und zugleich mächtig genug waren, ihre Freiheit mit den Waffen in der Hand zu behaupten. Auf der Stelle suchten sie die Freundschaft der Spanier und Marina war durch ihre hinreißende, überzeugende Beredsamkeit das Mittel, diesen Bund zu gründen. Das spanische Heer wurde mit allen Bedürfnissen reichlich versehen; das Heer der beiden Caziken zog sich von Montezuma ab und Cortez trat auf Marinas Rath den entscheidenden Weg nach der Hauptstadt Mexiko an. Er führte den Helden durch lauter Provinzen, die sich sogleich als Freunde, als Verbündete anschlossen.—

Nur ein einziges Volk verweigerte den Spaniern den Durchgang durch sein Land. Dies waren die Tlaskalaner; ein, sich auf einer gewissen Stufe der Kultur befindendes Volk, das freilich feindlich gegen Montezuma gesinnt war;

aber eben so den Druck der Fremdlinge, der Spanier, haßte. Tlaskala war eine unabhängige Republik, deren Regierung einer Gesellschaft alter, erfahrner und bewährter Krieger überlassen war. Die Jagd galt in diesem Staate mehr als der Ackerbau; eine Lebensart, die den Tlaskalaner abhärtete, ihn an den Gebrauch der Waffen gewöhnte und in freier Unabhängigkeit sein Glück finden ließ. Diesem Volke waren die Spanier als Wesen höherer Art, als unüberwindlich geschildert — dennoch wollten die Tlaskalaner den Kampf mit den Spaniern um so eher bestehen, weil sie sie für Freunde Montezumas hielten. Wirklich kam es zu einem Treffen und Cortez sah bald, daß er tapfere und streitbare Gegner vor sich habe. Schwer wurde ihm der Sieg — er kostete zwei Pferde; ein Verlust, der für Cortez sehr empfindlich war, da er ihn nicht ersetzen konnte. Ein zweiter eben so beschwerlicher Sieg folgte bald dem erstern. Er hatte die Folge, daß die Tlaskalaner mehr mit List als mit offener Gewalt zu Werke gingen. Sie hielten die Spanier nur am Tage für unüberwindlich und wagten deshalb einen nächtlichen Ueberfall, den Cortez Klugheit aber vereitelte. Der Muth der Tlaskalaner wurde

vernichtet; sie sahen, daß die Spanier wirklich unbesiegbar waren und jetzt schlossen sie ein enges Bündniß mit Cortez, den sie überhaupt für ein Wesen höherer Art hielten. Die Vortheile dieses Bündnisses waren groß, waren von bedeutendem Erfolge. Und dennoch hätte Cortez sie alle bald durch seinen voreiligen Eifer für die Religion vernichtet. Mit tiefem Unwillen bemerkten die Amerikaner, daß Cortez alle Götzentempel zerstöre und die Götzen zertrümmert habe. Die schwächern Völker ließen sich diese Behandlung gefallen; nicht so die mächtigern Tlaskalaner; muthvoll erklärten sie, daß sie für ihren väterlichen Götzendienst sterben würden, wenn sie ihn nicht schützen könnten. Cortez wollte Gewalt anwenden — als der Pater Olmeda ihm rieth, damit nicht zu eilen, da dies ihm und seinem Heere zu große Gefahr bringen würde. Ein Rath, den Marina unterstützte, den Cortez befolgte. Durch die tapfern Tlaskalaner verstärkt, rückte Cortez nun auf Mexiko los, obgleich Montezuma durch Uebersendung neuer Geschenke den Helden von diesem Unternehmen abhalten wollte, und da dies nicht gelang, zur Verrätherei seine Zuflucht nahm. Auch hier wurde Marina die Retterin des Heeres; sie hatte sich

das Vertrauen der Amerikaner erworben und diese entdeckten jeden Plan der Verrätherei des Montezuma. So konnte Cortez sich Mexiko um so sicherer nähern. Diese Stadt, deren Anblick die Spanier zum Staunen, zu höchster Verwunderung hinriß — lag in einer großen Ebene. Angrenzende Gebirge schlossen diese Fläche ein und verursachten ein, für jene, der Linie so nahe liegende Gegend, ein schönes, mildes Klima. Von dieser Gebirgskette ergießt sich eine große Menge kleinerer und größerer Flüsse in die Ebene, sie bilden hier zwei große Seen, an deren Ufer und auf mehreren kleinen Inseln die Stadt Mexiko erbauet war. Als Zugänge zu dieser Stadt führten künstliche Dämme von Steinen und Erde, die wieder mit Kanälen und überdeckten Durchzugsgraben versehen waren. Auf der Morgenseite der Stadt lagen jene Seen, über die man nur auf Böten gelangen konnte. Die Stadt selbst hatte einen ungeheuren Umfang; ihre Bauart mußte den Spaniern auffallen, da alle Häuser der Bewohner klein, niedrig und hüttenähnlich gegen die Tempel, gegen die Palläste Montezumas und seiner Großen abstachen. Uebrigens waren sie in den geradesten Linien an den Kanälen erbauet. Aeußerst

stark war die Anzahl der Bewohner, lebhaft die Straßen und öffentlichen Plätze und thätiges Leben und Wirken war überall sichtbar. In diese volkreiche, so gefährlich gebauete Stadt der Feinde, wagte sich dennoch Cortez unter einer Begleitung von einigen hundert Spaniern; eine Kühnheit, die er zu bereuen bald Ursach fand. Freilich war er von dem Kaiser Montezuma dem Anscheine nach, mit größester Freundschaft empfangen; der Monarch war ihm persönlich entgegen gegangen, räumte ihm einen der schönsten Palläste ein, besuchte ihn öfters und nie ohne Geschenke. Cortez war klug genug, um bald einzusehen, wies dies alles Verstellung sei und wie man hinter der Miene der Freundschaft den Plan der Vernichtung verberge. Auch in den Provinzen zeigten sich gefahrendrohende Unruhen. Cortez hatte, da er durch Vernichtung der Flotte den Truppen die Rückkehr ins Vaterland abschnitt, in der Provinz Tlaskala am Ufer des Meeres, die Stadt Vera Cruz erbauen lassen und mit einer Besatzung versehen. Während man ihn in der Hauptstadt, so außerordentlich freundschaftlich aufnahm, wurde jene Kolonie von den Mexikanern angegriffen und es war

mehr als wahrscheinlich, daß dies alles auf Befehl des Montezuma geschehen sei.

Cortez war mit einem Theile seines Heeres in Mexiko gleichsam eingeschlossen; eine gefährlichere Lage war für einen Helden kaum denkbar, und dennoch verlor Cortez den Muth nicht; vielmehr beschloß er sich der Person des Kaisers zu bemächtigen, und sich dadurch zu sichern. Cortez brachte es so weit, daß der Anführer jenes Haufens, der Vera Cruz angefallen, hingerichtet wurde. Dies war kaum geschehen, als man schon theils durch Gewalt, theils durch List; theils durch Cortez ernstes Drohen — theils durch Marinas überzeugende Beredsamkeit den Montezuma in den, von den Spaniern bewohnten District der Stadt lockte, und als Gefangenen festhielt. Sechs Monate währte seine Gefangenschaft, in der er sich für einen Vasallen des Königs von Spanien erklären und die bedeutendsten Schätze an Gold, Perlen und Juvelen dem Sieger aushändigen mußte.

Abgerechnet daß die Vertheilung dieser Reichthümer dem Cortez manchen Verdruß machte — seine Soldaten waren mit der Eintheilung unzufrieden und drohten mit einem Aufstande — stand Cortez jetzt auf einem hohen

Gipfel seines Ansehens. Und gerade jetzt drohete ihm die größere Gefahr.

Velasquez, der Gouverneur von Kuba, hatte den Cortez zu der Eroberung neuer Länder ausgesandt; aber schon mehrere Male hatte er es bereuet, diesem kühnen, gewandten, jungen Manne, eine so günstige Laufbahn zum Ruhm und zum Gewinn eröffnet zu haben. Velasquez war auch schon willens den Cortez nach Kuba zurück zu rufen, und selbst nach Mexiko zu gehen, um die Früchte der Bemühung Anderer zu erndten. Der Befehl zur Rückreise kam an Cortez; doch dieser war in allen seinen Unternehmungen zu glücklich gewesen; seine Soldaten liebten ihn, und diese noch mehr zu großen Thaten zu ermuntern und für seine Person noch mehr zu begeistern, nahm Cortez den Titel eines königlichen General-Capitains an und schickte ein Schiff mit Kostbarkeiten und selbst mit einigen Indianern beladen nach Spanien an den Kaiser Karl den Fünften, um von diesem Monarchen die Bestätigung dieser Würde zu erhalten. Velasquez, der sich ohnehin die ganze Eroberung Mexikos anmaßen wollte, ward durch die Nachricht von dieser Sendung des Cortez noch mehr aufgebracht. Er ließ so-

gleich eine bedeutende Flotte mit achthundert Mann und zwölf Kanonen unter dem Befehl eines persönlichen Feindes des Cortez, Namens Narvoez, von Kuba abgehen, um Cortez gefangen nach Kuba zurück zu bringen. —

Kaum war die feindliche Flotte gelandet, als Narvoez bereits Mittel gefunden hatte, sich von allem zu unterrichten und alles zu Cortez Fall vorzubereiten. Sein erstes war, daß er dem, immer noch unter Aufsicht der Spanier stehenden Montezuma sagen ließ: Cortez sei ein Rebell gegen seinen eigenen König; dieser mißbillige alles was gegen Montezuma geschehen sei und besonders tadele er sehr die Gefangennehmung des Kaisers, so wie das ganze feindliche Verfahren gegen Mexiko. Er, Narvoez, komme daher in der Absicht, den gefangenen Kaiser in Freiheit zu setzen, ein Freundesbündniß mit ihm einzugehen; den Cortez aber zu bestrafen. Eine Lage für Cortez, die in der That bedenklich war und Gefahren zeigte, in denen Wenige bestanden wären. Aber trotz dieser verzweiflungsvollen Lage, zeigte sich Cortez als ein Mann von den seltensten Talenten. Sandobel, der Gouverneur der von Cortez angelegten Stadt Vera Cruz, hatte die von Narvoez mit

der Aufforderung zum Ergeben geschickten Spanier verhaften lassen. Unter diesen, die in Ketten und Fesseln zu dem Cortez nach Mexiko geschickt wurden, befand sich auch ein Geistlicher. Cortez mißbilligte diese strengen Maaßregeln; ließ den vor ihn gebrachten sogleich die Fesseln abnehmen und suchte durch Güte ihr Vertrauen zu gewinnen. Ja, noch mehr, er bemühete sich sogar den Narvoez selbst zu einem gütlichen Vergleich zu bewegen; ein Wunsch der aber nicht gelang. Jetzt sah Cortez sich in der traurigen Nothwendigkeit, mit einer geringern Anzahl Spanier gegen Spanier fechten und zugleich die Indier als Feinde im Rücken lassen zu müssen — welche gefahrdrohende Lage! Aber Klugheit, mit größester Tapferkeit und Kunde des Landes verbunden, gab hier den Ausschlag. Die Regenzeit des wärmern Himmelsstriches war eingetreten; die Truppen des Narvoez, weniger an das Klima und an die Beschwerlichkeiten gewöhnt — flohen mißmuthvoll das offne Feld, wo Kampf und Schlacht ihrer warteten; sie zogen sich in die ruhigern Quartiere der Stadt Zemprota. Hier hielten sie sich um so sicherer, da die von dem Gebirge herabströmenden Wasser sie zu schützen schienen; als sie mit einem

Male von den abgehärtetern, geübtern Soldaten des Cortez in der Nacht überfallen wurden. In der stockfinstern Nacht unterschied man kaum Freund und Feind; für Cortez war es ein glücklicher Umstand, daß Narvoez gleich anfangs am Kopfe verwundet zu Boden sank, und so in die Hände seiner Feinde gerieth. Entmuthet durch den Verlust ihres Anführers; überzeugt von der ausgezeichneten Tapferkeit des Cortez; von diesem in der Gefangenschaft auf das Gütigste behandelt und besonders angetrieben von der großen Hoffnung auf unsägliche Schätze, die sie noch finden würden, verließen die meisten Spanier die Parthei des Narvoez und traten zu Cortez über. So rettete Cortez Ehre, Leben, Freiheit und Vortheil in dem Augenblick, in welchem er seinem Untergange entgegen sah. Jetzt konnte er mit verstärkten Kräften von Neuem gegen Mexico vorrücken. — Aber hier zeigten sich neue Beschwerden — neue Gefahren. Die Nation hatte während der Abwesenheit des Cortez, die dort zurückgebliebene, geringe Anzahl Spanier überfallen, mehrere getödtet, eine noch größere Anzahl verwundet und das von Cortez für den See bestimmte Schiff, wie auch die Magazine verbrannt. Cortez, auf

seine Verstärkung stolz, drohete den Mexikanern, behandelte sie mit Verachtung und vermehrte dadurch ihre Erbitterung. Wüthend fielen sie das Quartier der Spanier an, und Cortez fühlte, seines Muthes und der über seine Feinde bereits erfochtenen Vortheile ungeachtet, daß er auf die Dauer nicht werde Widerstand leisten können. In dieser Verlegenheit ließ er seinen königlichen Gefangenen, den Montezuma selbst auftreten. Er sollte das Volk durch eine feierliche Rede beruhigen; ein Entwurf der gerade die entgegengesetzte Wirkung hervorbrachte. Man hielt die Rolle, die Montezuma hier spielte, eines Königs unwürdig — man übersah, daß der unglückliche Monarch dazu gezwungen war — mit Steinen und Pfeilen griff ihn das wüthende Volk an. Erst da, als der unglückliche Monarch mit Wunden bedeckt, sank — erst da kehrte die alte Liebe zu dem Fürsten und Reue über die ihm angethane Beleidigung in das Herz der Unterthanen zurück. Beschämt flohen sie und ließen Montezuma in den Händen der Spanier. Noch an diesem Tage starb er.

Die mexikanischen Großen wählten den Bruder des Verstorbenen, den Quetlakareh zu ihrem Monarchen; einen Prinzen, der sich durch

Tapferkeit und Kriegskenntniß; aber mehr noch durch einen unbesiegbaren Haß gegen die Spanier auszeichnete. Beides zeigte er sogleich durch eben so gut berechnete, als neue, muthvolle Angriffe auf die Spanier. Beseelt durch ihren neuen Monarchen achteten die Mexikaner keine Gefahr; wie wüthend drängten sie grade dahin, von wo aus das spanische Geschütz am mörderischsten in die dicken Haufen der Angreifer schlug. Hunderte fielen bei diesen Angriffen und wurden gleich durch andere ersetzt, die in wenig Augenblicken ein gleiches Schicksal hatten. Zwei der tapfersten Mexikaner bemerkten, daß Cortez durch sein Beispiel die Spanier ermuthige; sie widmeten sich freiwillig dem Tode, um Cortez vom Leben zu bringen. Cortez fand es nehmlich durchaus nothwendig, Meister von einem hochgelegenem Tempel zu werden, von dem aus die Mexikaner Steine und Pfeile auf die Spanier schleuderten. Cortez drang glücklich die hundertstufige Treppe hinauf, um die Feinde von dort zu vertreiben; als jene beiden, rüstigen Mexikaner sich seiner mit Gewalt bemächtigten, um sich mit ihm über das Geländer des Tempels in die Tiefe hinab zu stürzen. Cortez verlor, des unvorhergesehenen An=

griffs ungeachtet, seine Besinnung nicht; er hielt sich, während er von diesen kraftvollen Mexikanern aufgehoben wurde, eben so kräftig an dem starken Geländer und die Beiden wurden ohne ihn in die schreckliche Tiefe hinabgeworfen.

Dennoch aber mußten die Spanier darauf denken, wie sie sich aus der Stadt retten könnten; denn die Feinde, da sie sich in diesem Kampfe noch mehr von der Uebermacht der Waffen der Spanier und von ihrer Tapferkeit überzeugt hatten, veränderten nun ihren ganzen Kriegesplan. Sie dachten jetzt darauf, die Spanier auszuhungern; sie stachen deshalb die Dämme durch und sperrten die Straßen, die zu den Quartieren der Spanier führten. Cortez unternahm deshalb mitten in der Nacht den Rückzug über einen der kürzesten Dämme, der in nordwest nach Takuba führte. So vorsichtig und still die Spanier auch diesmal alles vorbereitet zu haben glaubten, so waren sie dennoch durch den neuen Kaiser der Mexikaner überlistet; dieser hatte sie nie aus den Augen gelassen, und hatte so gute Maaßregeln genommen, daß, als sie mitten auf dem Damme waren, ein sehr regelmäßig geführter, fürchterlicher Angriff durch eine erstaunte Anzahl von Böten

von beiden Seiten auf sie geschah. Nach einem der blutigsten Gefechte, worin die Indianer zwar viel Tausende verloren, mußte Cortez sich noch glücklich schätzen, mit einem Theile der Truppen, mehreren der vorzüglichsten Anführer und der Donna Marina aus dieser furchtbaren Lage zu entkommen.

Mit Grausen hörte Cortez, während er mitten unter den größesten Todesgefahren das feste Land erreichte, das Geschrei der umkommenden Spanier, das wilde, laute Frohlocken der Feinde über diesen Sieg und über die zum Opfer für die Götzen bestimmten Gefangenen. Aber erst bei dem Anbruch des folgenden Tages übersah er bei Takuba die ganze Größe seines Verlustes. Von seinem Heere, das durch die zu ihm übergegangenen Truppen des Narvoez über zwölfhundert Mann stark gewesen, fehlte mehr als die Hälfte. Ueberdem war das Geschütz, die Munition und das ganze so unentbehrliche Gepäck auf dem Damme verloren gegangen. Ein großer Theil der Pferde, über viertausend Mann der indianischen Hülfstruppen und mehrere der vorzüglichsten Führer waren gefallen.

Und dennoch verlor Cortez den Muth nicht; sondern verstand auch die schwere, einem Helden so unentbehrliche Kunst, seine entmuthigte Schaar aufs Neue zu ermuthigen. Von der nordwest Seite des Sees. hatte er einen weiten Weg nach Tlaskala vor sich, um zu seinen Bundesgenossen zu gelangen. Um aber dahin zu kommen, mußten die Spanier durch das große Thal bei Okombo. Marina hatte die, sie verfolgenden Mexikaner öfter rufen gehört: „Zieht nur ab, ihr Räuber! bald werdet ihr in dem Thale von Okombo den Platz der höchsten Rache erreicht haben!" — Kaum stiegen die Spanier in jenes Thal hinab, als ihnen auch schon ein unübersehbares Heer der Feinde jenen Ausruf verständlich machte. Cortez mußte sich durch die dicken, gestopften Haufen einen Weg bahnen. Seine kleine Schaar griff zwar mit bewundernswerthem und nie gesehenem Muthe das ganze große Heer an; unter unaufhörlichem Morden drang man stets vorwärts; aber der Arm der Spanier ermüdete und ohne ein glücklich gewähltes Wagstück des Cortez, waren sie in Kurzem die Beute der Feinde — das Opfer der Götzen.

Der Tapferste des mexikanischen Adels

trug wie gewöhnlich in Schlachten, also auch hier das Reichspanier, die kaiserliche Fahne; von deren Erhaltung und Besitz nach einmal fest eingewurzeltem Aberglauben, einzig und allein das Wohl des ganzen Reiches abhing. Cortez kannte dies Vorurtheil, er beschloß es zu benutzen; aus den Wenigen, ihm noch übrig gebliebenen Cavalleristen suchte er die Entschlossensten aus, griff unaufhörlich die, das Reichspanier beschützende Bedeckung an — sprengte sie und durchbohrte mit einer Lanze den Fahnenträger. Johann von Salamanka, ein sehr entschlossener Reiter, sprang in eben dem Augenblick vom Pferde und hielt das eroberte Feldzeichen, siegend in die Höhe. Allgemeines Erschrecken ergriff die Mexikaner; ihr ganzes Heer floh in möglichster Verwirrung und nur die Anstrengung und völlige Erschöpfung aller Kräfte hinderten die Sieger mehrere zu morden. Groß und über alle Vorstellung beträchtlich war die Beute der Sieger. Dieser reiche Gewinn und die freundschaftliche Aufnahme, die gastfreie Pflege in Tlaskala waren aber auch die Ursache, daß eine Verschwörung, die jene unglücklichen Vorfälle und der Mangel an allen Nothwendigkeiten erzeugt hatten, im spanischen

Heere glücklich unterdrückt wurde, ehe noch die Unzufriedenen Gelegenheit zur wirklichen Ausführung fanden.

Cortez war erst einige Tage in Tlaskala, als schon ein großer Transport von Geschütz, Munition und Proviant aus Kuba, nebst frischen Truppen ankam. Cortez Heer wuchs dadurch ansehnlich — der Muth seiner Soldaten stieg und nun eilte Cortez nach Mexiko zurück, um seinen großen Plan, die Eroberung eines mächtigen Reiches auszuführen.

Hier hatte der neue Kaiser in den wenigen Tagen seiner Regierung bereits bewiesen, daß er die Krone nicht als ein unwürdiger Fürst trage. Alle die Angriffe auf die Spanier, die mit so vieler Umsicht entworfen waren, rührten von ihm her, der das Ganze mit Klugheit überdachte, mit Ausdauer leitete. Auch jetzt bei der Rückkehr Cortez, ließ er nichts aus der Acht, wodurch das Vordringen der Spanier verhindert werden könnte. Durch Gründe aus seiner Religion hergenommen, suchte er die Tlaskalaner von dem Bündniß mit Cortez abzuziehen; er stellte in der Hauptstadt selbst alle die schüzzenden Werke wieder her, die durch den Krieg gelitten hatten; er ließ neue Befestigungen an=

legen; er füllte die Magazine mit Proviant und mit Waffen; selbst die von den Spaniern eroberten Waffen, Schwerdter und Lanzen mußten dazu dienen, aus den Kühnsten seiner Mannschaften eine auserlesene Schaar zu bilden.

So erwarteten neue Schwierigkeiten, neue fast unbesiegbare Hindernisse den muthvollen Cortez, der bei der Nachricht von allen den feindlichen Anstalten nicht ohne bange Verlegenheit blieb, als der mit Recht gefürchtete Kaiser an den Kinderblattern starb; an einer Krankheit, die die Spanier mitgebracht hatten, und die um so mehr wüthete, je mehr neue Opfer sie fand. Dieser Todesfall galt soviel für die Spanier, als der glänzendste Sieg; denn obgleich die Mexikaner den tapfern Guatimozin zum Nachfolger wählten, so fehlte es diesem doch an Erfahrung, an Umsicht, an — Glück. Cortez, der jetzt unter den Mauern der Hauptstadt stand, gewann jedes Gefecht. Er sah aber bald, daß alle diese Scharmützel zur Hauptsache wenig beitrugen, und entwarf daher einen andern Plan. Er ließ mehrere Schiffe bauen und nun war er Meister der, Mexiko umgebenden Seen. Die Zufuhr der Lebensmittel wurde nun den Mexikanern abgeschnitten und

Tausende der Einwohner der Hauptstadt standen in Gefahr Hungers zu sterben, indeß das spanische Heer durch die indianischen Bundesgenossen mit allen Bedürfnissen reichlich versehen wurde. Cortez hoffte jetzt, daß der Kaiser Guatimozin jede Friedensbedingung mit Freuden annehmen werde. Aber er irrte; mit Stolz wieß dieser gewiß edle Fürst alle Friedensanträge zurück. Nur mit der größten Mühe konnten ihn seine Vertrauten so weit bringen, sich aus seiner verzweiflungsvollen Lage durch eine heimliche Flucht aus der belagerten Stadt zu retten. Auf vieles Bitten bequemte er sich dazu; die Anstalten zur Flucht wurden auf das Vorsichtigste ausgeführt — aber Cortez war von einem Verräther davon unterrichtet; das Boot, das den unglücklichen Monarchen retten sollte, wurde von einem der spanischen Wachtschiffe aufgefangen, der Monarch wurde gefangen vor Cortez geführt. Guatimozin zeigte in seinem Unglück den festesten Heldenmuth. Er reichte dem Cortez einen Dolch. — „Hier," — sagte er — „nimm diesen Dolch und durchbohre mein Herz. Ich that meine Pflicht als Monarch; bis auf meinen letzten Augenblick vertheidigte ich mein Vaterland und mein Volk;

nichts als der Tod ist mir noch übrig!“ — Mit Bewunderung sah Cortez auf den edlen Besiegten — aber von diesem Augenblick an, verliert der Sieger in dem Herzen jedes guten Menschen. Sei es auch, daß der Befehl einer unerhörten Schandthat nicht von Cortez herkam — so bleibt es immer entehrend für den Führer, wenn seine Untergebenen sich dergleichen gestatten.

Der unglückliche Fürst wurde mit einem seiner Vertrauten über glühenden Kohlen auf die Folter gespannt; unerhörte Qualen sollten ihm das Geständniß auspressen, wo die Schätze des Staates verborgen wären. Mit einem Muthe, von dem man wenig Aehnliches findet, trug der Edle alle Schmerzen. Der neben ihm gequälte Vertraute war schon bereitwillig zu diesem Geständniß — er wollte Schonung von seinen Henkern erbitten — als der unerschütterte, feste Blick des unglücklichen Monarchen und die ernste Frage: „Liege ich denn etwa auf Rosen?“ dem Wankenden den Muth und die Kraft zu dulden, wiedergab.

Zwar endigte Cortez, sobald er diese Grausamkeit erfuhr, vorerst dies Leiden und befreiete Beide von den Qualen — allein — der unglück-

liche Fürst blieb Gefangener. Man beschuldigte ihn einer neuen Verschwörung gegen die Spanier — und jeder Gefühlvolle mag entscheiden, ob Cortez recht daran that, wenn er seinen Gefangenen erdrosseln ließ.

So fiel eins der größesten Reiche. Fast drei Jahre hatte Cortez in Mexiko Krieg geführt, ehe er im Jahre 1521 sich als Sieger betrachten konnte. — Der sonst edle Mann hatte in der Folge aber eben das Schicksal, das Columbus hatte. Neid und Bosheit nagten an seinem Glück; er, der seinem Vaterlande die Bahn zu den größesten Reichthümern gebrochen hatte, starb unbekannt, starb in quälender Dürftigkeit.

Die Insel Palo-Pinang, oder das Vermächtniß.

Eine buchstäblich wahre Geschichte aus dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts.

Unter den drei südlichen, vom Weltmeere umspühlten Vorsprüngen Asiens, Arabiens und Ostindiens, diesseits des Ganges oder Dekan und Malacka, zeichnet sich besonders der letzte dadurch aus, daß er sich am weitesten gegen Süden erstreckt; nur wenige Breitengrade von der Linie entfernt ist, und daß in seinem Bereich die meisten und größten Inseln Asiens liegen. An der Südseite dieser Halbinsel Malacka, die bei einer Länge von fast zwanzig Breitengraden oder von dreihundert Meilen, an manchen Orten kaum einige Meilen breit ist, liegen die großen Inseln Borneo, Java, Sumatra und Celebes — an

der Abendseite fängt bei der Insel Sumatra, von welcher Malacka nur durch eine schmale Meerenge getrennt ist, jene Reihe kleinerer Inseln an, die parellel mit der Abendseite bis an den Golf von Bengalen sich erstrecken. Sie bilden einzelne Inselgruppen, unter denen der Mergui-Archipelagus der bekannteste ist, und in einer Länge von vier Breitengraden an der schmalen Landzunge von Malacka sich fortzieht. Mehrere dieser Inseln sind von beträchtlicher Größe; aber alle zeichnen sich durch Fruchtbarkeit und ergiebigen Boden aus; mehr aber noch durch die Tiefe und Sicherheit der sie umfließenden Kanäle des Meeres. Ueberall findet man sichere Fahrwasser, rein von Klippen, Riffs und Sandbänken; überall sind die schönsten Ankerplätze, die sichersten Rheden und Häfen; und zu jeder Jahreszeit kann hier die Nordseite der Insel Sumatra befahren werden, wenn die übrigen Meerengen um Java, Borneo und Sumatra, theils wegen der vielen Untiefen und verborgenen Klippen schwer zu befahren sind; theils wenn Nordostwind (Nordöstmoussee) wehet, die Schiffe Monate lang in den unsicherern Häfen liegend, günstigen Wind abwarten müssen. Mehr als einmal ist daher von den Engländern reiflich

erwogen, ob es nicht rathsam sei, die schmale Landenge von Malacka zu durchstechen und einen Kanal zur Sicherung und Erleichterung der Schiffarth nach China und Hinterindien anzulegen. Ein Unternehmen, das bei der wahrscheinlich sehr geringen Mühe und Aufwande von größtem Nutzen sein würde. Die Schiffe ersparten den weiten Umweg, um die südliche Spitze von Malacka, und vermieden überdies jene unsichern Straßen zwischen den Sunda-Inseln, die wegen der Gefahren zu scheitern oder von Seeräubern genommen zu werden, so bekannt sind, daß nach der Berechnung von funfzig Jahren jedesmal das fünfte Schiff verloren geht. Uebrigens werden Malacka und die umliegenden Inseln von den Malaien bewohnt; einem Volke, das sich zur muhamedanischen Religion bekennt, sich durch einen unsteten, unruhigen Character auszeichnet und in dieser Gegend viel Seeräuberei treibt.

Blühend, reich und mächtig war die englisch-ostindische Compagnie, ehe der nordamerikanische Freiheitskrieg die Grundfesten dieses Kaufmannsstaates erschütterte. Ein Landstrich

von siebenundzwanzig Breitengraden, oder von nahe an dreißigtausend Quadratmeilen, bewohnt von mehr als funfzig Millionen Einwohnern; ein Landstrich vom großen Weltmeer umspühlt, von den bedeutendsten Flüssen bewässert und durch ungewöhnliche Fruchtbarkeit und Reichthum des Bodens sich auszeichnend, war es allerdings werth, daß von Seiten der brittischen Regierung Alles für dessen Erhaltung geschah. Ein stehendes Heer von mehr als hundertundfunfzigtausend Mann, größtentheils aus Eingebornen bestehend, mußte diese weitläuftigen Besitzungen, mehr gegen die möglichen Anfälle fremder Völker, als gegen Versuche rebellischer Unterthanen schützen. Die Behandlung der Engländer, ihr großmüthiges Benehmen und ihre Duldung aller Religionen nahmen die Unterthanen zu sehr für diese große Nation ein, als daß Aufstand und Meuterei zu fürchten gewesen wäre. Selbst die Versuche feindseliger Völker, in diesem Lande Unzufriedenheit zu verbreiten und aus dieser Aufstand zu erzeugen, waren fruchtlos. Sogar die als abhängige Vasallen im Schutz der Engländer stehenden Fürsten des Landes, waren mit ihrer sichern Lage, mit ihrem ruhigen Verhältniß um so zufriedener, je mehr sie wußten,

daß ihre Vorfahren unter portugiesischer und holländischer Herrschaft ein weit härteres Joch tragen mußten. —

In Calcutta, einer der größten, von fast einer Million Menschen aller Stände und aller Religionen bewohnt, standen um die Zeit, in der der amerikanische Krieg ausbrach, also im Jahre 1772, mehrere der brittischen Regimenter, die hier, um bei einem etwanigen Versuch zur Rebellion gleich thätig zu wirken, zusammen gezogen waren. Die ostindische Compagnie fürchtete, daß Nord-Amerikas Beispiel bis Ostindien wirken könne, klüglich verfuhr daher die Direction dieses ausgebreiteten Handelsvereins, wenn sie Macht und Güte Hand in Hand gehen ließ und Beide zu einem Zweck — Erhaltung und Sicherung der alten Ordnung — benutzte. Freilich verlor sich das Militair — es bestand aus neun Regimentern — gegen die starke Einwohnerzahl; kaum bemerkte man den Soldaten im Getümmel der Kaufleute, der Bürger, der Schiffer, der Compagniebeamten und der an Farbe und Aeußern so verschiedenen Landeseingebornen. Allein alle diese hatten zu wenig Berührungspunkte unter sich selbst und was wohl die Hauptsache war, alle waren mit der brittischen

Regierung zufrieden. Der ausgebreitete Handel gab Tausenden Arbeit und Unterhalt und wo diese sich finden, da hat selbst der niedere Stand, selbst die ärmere Klasse nicht Zeit, nicht Lust zu Unruhen. — Der englische Soldat wird übrigens zu wenig bemerkt; er verschwindet zu sehr gegen den Kaufmann, Schiffer und selbst gegen den reichlich besoldeten Künstler, als daß es ihm je einfallen sollte, auf Kosten anderer Stände eine Rolle spielen zu wollen. In seinem Dienst zeigt er sich ganz als Soldat — sei es auf dem Schlachtfelde, oder sei es auf Paraden bei feierlichen, festlichen Aufzügen; in beiden Verhältnissen weiß er sich zu nehmen; in beiden Verhältnissen ist ihm Ehre und Ansehen Alles. — Sehr gern sah es daher der Soldat wie der Officier, daß fremde, indische Könige und Fürsten nach Calcutta kamen, um gleichsam der ostindischen Compagnie, und in dieser dem Könige von England zu huldigen. Gewöhnlich gab es dann glänzende Feste, große Paraden, verschwenderische Gastmähler; es war für den Officier eine günstige Gelegenheit sich zu zeigen, und für den gemeinen Soldaten gabs dann gewöhnlich einen gut besetzten Tisch — oft ein reiches Geschenk. Fast alle die von

England abhangenden Könige und Fürsten kamen zu gewissen Zeiten nach Calcutta, theils um neue Handelsverträge zu schließen, oder die alten zu erneuern; theils um den Verbindlichkeiten ihres Verhältnisses ein Genüge zu leisten. Oft brachten diese Fürsten ihren ganzen Hofstaat, oft alle ihre Gemahlinnen mit, und das was sie vielleicht durch ihren Besuch an Kosten verursachten, wurde oft hundertfach durch verschwenderische Geschenke oder durch neue, der Compagnie sehr nützliche Vorträge vergütet. —

So führten einst Achtung und Anhänglichkeit an die ostindische Compagnie, den König von Queda, einem minder wichtigen, malaischen Reiche auf der Halbinsel Malacka, nach Calcutta, wo damals der berühmte Warren Hastings als Gouverneur, vielleicht unter allen Rollen, die je ein Sterblicher spielte, die Erste — die Wichtigste, spielte. Hasting, der Sohn eines unbemittelten Predigers in England hatte sich, da ihn einer seiner Verwandten als Schreiber nach Ostindien geschickt hatte, durch Kopf und Herz zu dem einträglichsten Posten auf der Welt geschwungen und behielt — was seinem Herzen alle Ehre macht — in seinem glänzenden Verhältniß alle die Tugenden, die ihm in seiner

dürftigen Jugend eigen geworden waren, bei. Bei allem seinen Hange zu glänzen, blieb er immer der wohlwollende, gütige Menschenfreund, der gern seinen Ueberfluß mit Aermern theilte und sich nie glücklicher fühlte, als wenn er Andere heiter und froh sah. Besonders war und blieb er Freund seiner Jugendfreunde, mit denen er — wo nicht sein Posten eine andere Form nöthig machte — immer auf dem Fuß vertraulicher Freundschaft umging. — Er hatte in Ostindien als Freiwilliger unter dem General Clive Kriegsdienste genommen und hatte in diesem Verhältniß Calcutta damals erobern helfen. In dieser, freilich nur kurzen Dienstzeit; denn er trat nach dem Frieden gleich wieder in seinen Schreiberposten — hatte ihn ein junger Fähnrich, James Light, vom sechzigsten Regiment aus der Gefahr gerettet, die seinem Leben oder seiner Freiheit ein Ende gemacht haben würde; ein Dienst, den Hasting, dem sonst etwas leichtsinnigen Jüngling nie vergaß. Lights Regiment stand in Madras, und nun mußte Light jährlich mehrere Monate bei seinem Freunde zubringen. Einst traf sich dies grade in der Zeit, in der der König von Queda bei dem mächtigen Gouverneur ankam. Warren Hasting em=

pfing diesen Besuch um so lieber, da dieser Monarch wenig von der, nahe ans Kriechende grenzenden Unterwürfigkeit zeigte, die sonst den meisten indianischen Fürsten in Gegenwart des mächtigen, englischen Oberbefehlshabers so eigen war. Er trat mit einer gewissen Treuherzigkeit auf, die bescheiden zwischen anmaaßenden Stolz und zwischen unwürdige Demuth das Mittel hält; und grade dadurch gewann der schon ältliche Fürst alles was er von dem Gouverneur zu bitten hatte.

Fast täglich war er in Hastings Gesellschaft und war — des eitlen, leeren Prunkes überdrüßig, nie glücklicher, als wenn er mit dem Gouverneur allein und ohne unnöthige Ceremonien umgehen konnte. Eben so gefiel dem muntern, alten Fürsten der junge lebenslustige Light, den er immer bei Hasting traf, und der durch seine heitere, unerschöpfliche Laune das Vergnügen sehr beförderte. An häuslichen Freuden Geschmack findend, hatte der König eine seiner Gemahlinnen und seinen Liebling, seine ältere Tochter mitgebracht. Beide fanden bald die ihnen zu Ehren angestellten Lustbarkeiten ihrem Herzen, an stillere Freude gewöhnt, zuwider. Alle die großen Paraden, die Jagd=

parthieen, die Schauspiele wurden ihnen bald gleichgültig; ungleich angenehmer waren auch ihnen die Stunden in einem Familienkreise in einem Zimmer des Pallastes, in welchem sie Hastings Seltenheiten und Kunstschätze besahen und wobei Light, der viel Kenntnisse besaß und zugleich das Malaische sehr fertig sprach, den unterrichtenden Lehrer machte. Besonders fühlte sich Kalani — so hieß die Prinzessin von Queda, sehr glücklich in diesen Unterhaltungen. Noch nie hatte sie ihres Vaters Residenz verlassen — so wißbegierig sie auch war, so wenig hatte sie Gelegenheit gehabt, ihre Wißbegierde zu befriedigen. Jetzt war sie in einer neuen Welt; alles was sie sah, war ihr neu; alles riß ihre Aufmerksamkeit hin — und Stunden vergingen ihr wie Augenblicke, wenn Light ihr Kunstsachen zeigte, ihr Bilder und Gemälde erklärte und sie mit den Gebräuchen und Sitten der Europäer bekannt machte. Vater und Mutter sahen mit Vergnügen, wie die vierzehnjährige Tochter an ihrem Lehrer hing; wie sie in ihren Kenntnissen und mit diesen ihre Zufriedenheit, ihre Liebenswürdigkeit zunahm. Selbst für Light waren diese Unterhaltungen von großem Werth; er wußte

selbst nicht, was ihn so sehr an das holde, braune Mädchen fesselte; an Liebe dachte er nicht; dachte selbst da noch nicht daran, als er Kalani wirklich schon liebte und oft ohne zu wissen weshalb, ernster und nachdenkender die schattigen Laubengänge des Gartens durchwandelte. Die Anlagen dieses Gartens waren prächtig, waren eines Fürsten würdig und zeugten von dem veredelten Geschmack des Besitzers. Die schönsten Parthieen wechselten mit einander ab, und wo die Natur etwas versäumt zu haben schien, da hatten Kunst und Geschmack nachgeholfen. Ausgezeichnet schön war das Ufer, des den Garten begränzenden Hooghi — eines Armes des mächtigen Stromes Ganges. Haine und Lustwälder prangten hier in der üppigsten Fülle und blüthenreiches Gebüsch beschattete die kleinen Pavillons, die hier zerstreut herumstanden. Einzig und groß war die Aussicht über den schiffbaren Strom, und dessen Gewimmel von Böten und Fahrzeugen aller handelnden Nationen. Einzig und groß die Aussicht, die durch ausgehauene Wälder, hin in die unübersehbare Ebene des gegenseitigen Ufers sich erstreckte. Hier weilte Light am liebsten, obgleich dieser schöne Platz auch seine großen,

abschreckenden Gefahren hatte. Nicht selten schlich sich der bengalische Tiger von Hunger und Blutdurst getrieben hierher, und öfter noch hob sich ein plumpes, raubbegieriges Crocodill aus den Fluthen des Flußarmes, um hier einen Spatziergänger, einen Arbeiter zu greifen, und als Beute in seinen schlammigten Schlupfwinkel zu schleppen. Behutsamkeit und Vorsicht waren hier also nöthig und ohne Begleitung, ohne Waffen hier zu lustwandeln, hätte mit allem Recht den Namen einer tollkühnen Verwegenheit, einer kaum zu verzeihenden Unvorsichtigkeit verdient. Light kannte diese Gefahren. Nie ging er hierher ohne Begleitung einiger wachsamen, kräftigen, schottländischen Hunde, die jede Annäherung eines Raubthieres gleich verriethen; nie ging er hier ohne die geladene Doppelbüchse zum Abfeuern bereit zu halten.

Aber auch Kalani fand diesen Platz ausgezeichnet schön. Ob es gerade die Schönheit des Platzes und seiner Umgebung selbst war, die sie hierher lockte — oder ob der Platz ihr darum so werth war, weil Light ihn zu seinem Lieblingsaufenthalt machte, mag hier unentschieden bleiben. Light traf sie hier öfter; traf sie aber immer in der Begleitung mehrerer Diene-

rinnen und Sclavinnen, die freilich mit ihren leichten Spießen bewaffnet, eine schlechte Schutzmauer gegen den Rachen eines Crocodills, gegen die Krallen eines blutdürstigen Tigers abgaben; aber doch immer eine Art von schützender Bedeckung bildeten. Light schloß sich dann an diese Amazonenschaar; erzählend und belehrend — unterhaltend und scherzend ging er mit Kalani Hand in Hand, pflückte bald eine duftende Blume — bald eine erquickende Frucht, die er seiner Begleiterin reichte und hörte mit inniger Freude aus Kalanis Munde die Frage: „Wann wirst du wieder hier sein?"

Gewöhnlich wurden zu diesen Spatziergängen — auf denen es Light immer sehr gern sah, wenn die Begleitung Kalanis etwas zurückblieb — in den kühlern Morgen- und Abendstunden unternommen. Die sonst glühenden Sonnenstrahlen belästigten dann nicht; die Luft durch Seewind gekühlt war erquickender; in schönerm Glanze prangten die Pflanzen und gewürzreicher dufteten die Blüthen. —

Einst — es war einer der schönsten Abende, entschloß sich Light sein und Kalanis Lieblingsufer zu besuchen. Ein ernstes Gespräch mit Hasting und mit dem Vater Kalanis hielt

ihn einige Minuten länger auf, den Ort zu besuchen, auf welchem Kalani seiner harrend unter dem schützenden Dach eines Baumes saß, der darum ihr Lieblingsbaum war, weil Light ihren und seinen Namen in die Rinde des Stammes geschnitten hatte. Jetzt eilte er um so mehr. Neben ihm gingen spielend und sich balgend die drei Hunde. Kaum noch hundert Schritte von dem Haine entfernt, wurden die Hunde mit einem Male wie wüthend; heulend und bellend sprangen sie voraus in das Gebüsch, aus dem ein herzzerreißendes Jammergeschrei weiblicher Stimmen und ein ängstliches Hülferufen erschallte. Ohne sich lange zu besinnen riß Light die über der Achsel hangende Büchse in seine Hand, spannte sie und sprang seinen Hunden nach, die so eben in einem Kampfe auf Leben und Tod mit einem Tiger sich eingelassen hatten. Light, ohne auf etwas anders zu achten, sprang näher; Geschicklichkeit, Muth und Glück waren auf seiner Seite — die Mündung des Gewehrs berührte fast den Kopf des Ungeheuers, als er abschoß und diesen zerschmetterte. Wüthend zerrten die braven Hunde den erlegten, noch zappelnden Feind und jetzt erst blickte Light um sich, um die zu finden, deren Angstge=

schrei er gehört hatte. Ohnmächtig lag Kalani neben einer Sclavin, deren Gesicht blutig, deren Arm zerfleischt war. — Vor Schrecken außer sich stürzte Light über die entseelt scheinende Geliebte hin — sie erwachte in seiner Umarmung und schmiegte sich mit wilden, ängstlichen Blicken, um so inniger an ihren Retter, je stärker die furchtbare Rückerinnerung noch auf sie wirkte. Zitternd in Lights Armen blickte sie auf das getödtete Ungeheuer, das mit aufgesperrtem Rachen, mit seinen fast Fingers langen Zähnen noch im Tode Grausen erregte. Erst auf die Versicherung, daß das Ungeheuer todt sei — erst da, als Light eine der Klauen des Thieres aufhob, wurde Kalani ruhig — jetzt erst konnte sie ihrem Retter danken — und mit welchem Feuer sie dies that — mit welcher Glut sie ihn ans Herz drückte — mit welchen Worten und unter welchen Thränen sie ihre Freude, ihre Dankbarkeit an den Tag legte — wer mögte das mit Worten beschreiben! Aber im nächsten Augenblick leitete ein edles Herz die Edle zu der Unglücklichen hin, die blutend und ohnmächtig neben ihr lag, und um welche Light in seinem ersten Schrecken — in seiner ersten Freude sich nicht bekümmert

hatte. Die Arme war eigentlich eine Sclavin, wie ihr Vater, wie ihre Mutter es gewesen waren, — aber sie war mit Kalani aufgewachsen und mit jedem Tage vertrautere Freundin der königlichen Tochter geworden. Beide waren einander unentbehrlich — keine von Beiden dachte an Verhältniß, an Verschiedenheit des Standes, an Abstammung. Herz und Gemüth räumten diese Schranken weg; Freundschaft und Liebe ebnete jede Verschiedenheit. Wie freute sich Kalani als Light versicherte, daß die Verwundung nur unbedeutend sei, und daß sie viel schrecklicher scheine, als sie wirklich war. Er hatte Recht. Die Verwundung war kein Biß des Tigers — er hatte bloß mit seinen Krallen der Unglücklichen Gesicht und Arm gestreift und besonders den letztern mit einer Reihe von Streifen gezeichnet, aus deren jeder das Blut floß. Das leichte, baumwollene Gewand konnte einen Angriff dieser Art nicht mildern. Die Königstochter wusch bei einem nahen Brunnen die Wunden der sich erholenden Freundin, die, ehe sie noch ihrem Retter dankte, ihre Freude darüber laut bezeigte, daß Kalani gerettet sei.

Jener tödtliche Schuß, der das Ungeheuer niederstreckte, war in dem nahen Pallaste des

Gouverneurs zu stark gehört, als daß er nicht die Aufmerksamkeit des Wachtpostens hätte auf sich ziehen sollen. Ueberdies hatte der Gouverneur wie der König früher die Prinzessin auf dem Wege nach jenem Walde — und bald nachher Light selbst auf eben diesem Wege gesehen. Mit Recht schlossen sie, daß dieser letztere geschossen habe — denn Niemand durfte hier mit Gewehr gehen — sie schlossen auf eine Gefahr, in welcher die Prinzessin sich befinden müsse. Eilend gingen Beide dem Park näher — als Light mit der Geretteten und mit jener Freundin derselben zurückkam — als die Prinzessin ihrem Vater entgegensprang und in einer feurigen Umarmung mit einer freudigen Hastigkeit, die fast den ganzen Bericht verworren und unverständlich machte, die ganze Begebenheit erzählte, während Light seinem Freunde, dem Gouverneur, mit ungleich mehr Ruhe und Kälte eine kurze Schilderung der Rettung Kalanis entwarf. Hasting lächelte — bekannt mit der Denkungsart des königlichen Freundes — bekannt mit dem Herzen seines Freundes Light — denn längst war es ihm kein Räthsel mehr, daß dieser Kalani liebe; sein ganzes Betragen, sein ganzes Wesen hatte dem Gouverneur einen

tiefern Blick in des Freundes Herz thun lassen — sagte er: „Der Fall wird glückliche Folgen für dich haben. Ich freue mich in deiner Seele.“ — Light wurde etwas verlegen, er suchte dies dadurch zu verbergen, daß er sich stellte, als verstehe er Hastings Aeußerung nur von einem Geschenke, das ihm der dankbare Monarch anbieten werde. — „Ich bedarf nichts,“ sagte er. „Ich stehe allein in der Welt; ich habe keinen Verwandten. Was ich gebrauche, habe ich.“ — „Nun ja — du bist glücklich. Aber das was dir der König von Queda anbieten wird, schlägst du gewiß nicht aus. Frage nur dein Herz!“ — erwiederte Hasting und blickte dem Freunde, dessen Hand er drückte, so scharf ins Auge, daß dieser noch verlegener und glühend vor Erröthen den Blick zur Erde senkte. Der König — der glückliche Vater hatte von dieser Unterredung nichts gehört — er war mit seiner Tochter beschäftigt — er hörte nur diese. Jetzt aber sprang Kalani näher — voll heißer Glut drückte sie den schönen Jüngling an ihre Brust — mit erstickter, durch Thränen gehemmter Stimme sagte sie: „Light! wie ich dich lieb habe! wie ich dir danke! wie meine Eltern dir danken werden! O ich weiß, sie

trennen uns nie! Du folgst mir nach Malacka — oder willst du hier bleiben und mich hier behalten?" — Male man sich selbst des Jünglings freudiges Staunen! Male man es sich aus, was jetzt in seinem Herzen für Gefühle sich regten! Er fühlte jetzt wie glühend er dies edle Mädchen liebte; und wenn auf der einen Seite Bescheidenheit die Glut des Herzens beschränkte, so hoben auf der andern Seite das schöne Gefühl des Werthes und der Muth den Jüngling wieder und gaben jener durch Schüchternheit und Erwägung des Verhältnisses gewaltsam unterdrückten Flamme neue Nahrung. Light drückte eben so entschlossen und muthig die Geliebte an sein klopfendes Herz. Mit festen Worten drückte er den Wunsch aus, sich nie von ihr zu trennen; mit freudigem Entzücken hörte Kalani diese Aeußerung; entzückt wandte sie das Gesicht nach ihrem Vater. — „O höre Vater!" rief sie, „er bleibt mein! er verläßt uns nicht!" — Ohne auf des Vaters Antwort zu hören, umarmte sie den Geliebten von Neuem. —

Jene Verwundete war in der Zwischenzeit in den Pallast gebracht — die übrigen Dienerinnen begleiteten sie; und durch eine der=

selben erfuhr die Königin was geschehen war. Jetzt sich als glückliche Mutter fühlend, eilte sie nach dem Garten — eben kamen ihr die Glücklichen entgegen; der König ging neben Hasting; Beiden folgten Light und Kalani Arm in Arm. Kalani war vor Freuden außer sich; bald schloß sie den eben so Glücklichen an ihr Herz — bald schmeichelte sie den drei Hunden, die soviel zu ihrer Rettung beigetragen hatten und die jetzt, als fühlten sie die Größe ihrer That, mit einem gewissen Ernst neben beiden Glücklichen hergingen. Jetzt sah Kalani die heraneilende Mutter — sie sprang ihr entgegen. „Mutter! Mutter! rief sie: „Light hat mir das Leben gerettet! Ich kann ihm doch wohl durch nichts meine Dankbarkeit mehr zeigen, als wenn ich ihn heirathe. Und das will ich thun!" —

Mogte Light gleich als Soldat in allem was er that, aus Grundsatz immer gern den kürzesten Weg wählen und mogte er sich in allen seinen Unternehmungen immer gern ein Tempo ersparen, so schien ihm doch diese naive Aeußerung etwas zu rasch, zu voreilig. Mit einer gewissen, aber leicht zu verzeihenden Aengstlichkeit erwartete er, was die königliche Mutter wohl antworten und wie sie überhaupt diese

ganze Aeußerung aufnehmen werde. Allein sein ganzer Muth kehrte wieder, da die Königin mehr durch ihre freundliche Miene und durch ihr ganzes Benehmen, als durch Worte zu verstehen gab, daß ihr der Wunsch ihrer Tochter ganz und gar nicht unerwartet sei. — „Was habe ich dir gesagt, Light,“ sagte Hasting leise zu dem erstaunten Freunde, der jetzt eben so unbemerkt dem Gouverneur gestand, daß er wirklich Kalani glühend liebe. — „Um so besser,“ sagte Hasting lächelnd. „Es mögen wohl wenig Prinzessinnen, so ein Band aus lauterer, reiner Liebe knüpfen, als Kalani mit dir.“ —

Alle gingen jetzt in den Pallast. Kalani kannte nichts was einer Ziererei ähnlich sah — eine Vertraulichkeit, wie man sie erst unter sich genauer kennenden Liebenden findet, leitete Kalanis Unterhaltung mit dem Geliebten, der von seiner Seite einem Berauschten, der sich in sein Glück nicht finden kann, nicht unähnlich war. Grade mußte nun das Schicksal es wollen, daß die ganze Begebenheit sich am letzten Tage vor der Abreise der königlichen Familie zutrug. Auf Morgen war die Abreise angesetzt — die Schiffe, die den Monarchen eines großen Theils von Malacka in sein Reich zurückbringen sollten,

lagen segelfertig da — in jedem Augenblick konnten die Anker gelichtet werden — und dieser Augenblick war jetzt nahe. —

Jeder andere — selbst der noch so glühend Liebende, würde hier der kältern Ueberlegung, dem ruhigen Besinnen Platz gegönnt haben; würde seinen väterlichen Glauben, seines Vaterlandes Rechte, seiner Freunde Urtheil immer erst reiflich erwogen und selbst sein glühendes, liebevolles Herz hätte auf die Stimme des reifern Nachdenkens gehört; die glühendste Liebe hätte gewiß bei Manchem nachgegeben. Bei Light war dies der Fall nicht. Freilich war er ein junger Mann, den die höchsten Begriffe von Ehre leiteten, der Muth genug hatte sich dem gewissen Tode auszusetzen, wenn Ehre, Pflicht und Freundschaft dies Opfer forderten; ein Mann, der ehe er einen entehrenden Streich beging, seinen Kopf auf den Block gelegt haben würde. Aber bei allen dem, war er ein Jüngling von grenzenlosestem Leichtsinn; auf Religionsbekenntniß hielt er gar nicht. Nach seiner Ansicht beherrschte ein unerbittliches, unvermeidliches Schicksal das Loos des Menschen; Einen begünstige es; einen Andern setze es zurück und nur der Sterbliche handle klug, der

die Gelegenheit, die sein Glücksstern ihm darbietet, benutzt — der allein sei weise zu nennen, der diese ihm dargebotene Gelegenheit bemerke. —

Ansichten dieser Art, erzeugen jedesmal einen gewissen leichten Sinn, mit dem übrigens jede andere Tugend recht gut bestehen kann. Und davon gab Light ein redendes Beispiel. Er sah in der Freundschaft des Königs von Queda und in der Liebe Kalanis einen außerordentlichen Wink des Schicksals — er mußte ihm folgen, wollte er seinen Grundsätzen nicht ungetreu werden. Seine Hoffnungen wuchsen — sie wurden stärker — seine Träume schienen ihm Gewißheit und so sehen wir den Glücklichen am folgenden Morgen das Schiff besteigen, das ihn und seine Geliebte nach Malacka trug. Herzlich war sein Abschied von Hastings; viele und die meisten seiner Freunde beneideten ihn; die Bedächtigern ahnten Unglück für ihn — die mit ihm Gleichgesinnten wünschten sich an seine Stelle und mancher Glücksritter, mancher Abentheurer empfahl sich ihm schon in voraus. —

Glücklich und vergnügt war man auf dieser Fahrt über den bengalischen Meerbusen. Light fühlte sich groß, wenn er mit der Gelieb=

ten auf dem Verdeck lustwandelte und jeder Matrose, jeder Posten der Tochter des mit England befreundeten Monarchen, nach dem strengen Schiffsbefehl, die größesten Ehrenbezeugungen erwies.

Kalanis Eltern waren von Hasting mit ausgezeichneter Achtung aufgenommen — alles was der König für seinen Staat gewünscht hatte, war gewährt; und so war es denn wohl natürlich, daß ein allgemeiner Geist der heitersten Fröhlichkeit die ganze Gesellschaft auf dieser Reise begleitete. Light und Kalani waren ja so schon die Glücklichsten; der erstere sah nichts, als eine heitere Zukunft vor sich.

Möglich ist es immer, daß schon vor der Ankunft des Monarchen die Liebe zwischen Light und Kalani in der Hauptstadt bekannt geworden war — denn die Großen des Reichs sahen mit gespannter Aufmerksamkeit auf Light, als er wie ein Mitglied der königlichen Familie an dem feierlichen Einzuge Theil nahm. Zeichnete sich gleich die Familie des Königs durch ihre Häuslichkeit, durch ihre Gleichgültigkeit gegen eitles Gepränge aus — und war gleich dieser Hauptzug in dem Gemälde dieser Familie kein Geheimniß, so erwartete man doch ein gewisses

ceremonielles Benehmen, und eben daher fiel das Vertrauliche ins Lights Betragen gegen das Fürstenhaus um so mehr auf. Ganz unbefangen wandelten Light und Kalani in der Residenz umher — oft begleitete sie nicht einmal ein Sclave; kurz, alles wurde entfernt; nichts von dem was eitler Stolz, was Rang und Titel so oft zur Hauptsache machen, zeigte sich und die ganze Familie gab das schönste Gemälde häuslicher Sitte an sich selbst. Die Bessern der Unterthanen sahen dies um so lieber, je drückender und lastender der Stolz und die Verschwendungssucht des vorigen Königs gewesen waren, und je ernster die Rückerinnerung an so manches, ihnen jetzt das Glück unter einem häuslichen Fürsten zu leben, bemerkbar machte. Aber es gab auch Viele, die grade diese schöne Häuslichkeit, dies stillere, rechtliche Leben dem Monarchen als einen großen Fehler anrechneten. Sie allein hatten bei der Verschwendungssucht des frühern Monarchen gewonnen — sie wußten, daß dieser ein neu ersonnenes Fest, ein neu bekanntgemachtes Spiel so reichlich belohnte, als hätte der Erfinder sich dadurch um das Wohl der Menschheit verdient gemacht. Jetzt war das alles ganz anders. Wem man eigentlich die

Schuld beimessen sollte, darüber war man ungewiß. Man befeindete den ganzen Hof und selbst Light war mit in der Zahl derer, die man haßte. Noch ein Umstand kam dazu, um diesen Haß zu nähren und alles zu einem Aufstande vorzubereiten. Mehreren benachbarten Fürsten war es bekannt geworden, mit welcher Freundschaft der mächtige Hasting den König von Queda aufgenommen und behandelt habe; sie wußten, daß dessen Wünsche gewährt waren. Jetzt sahen sie im Voraus, daß der Schutz Englands dem Reiche Queda ein Ansehen, eine Macht geben werde, die den Nachbarn gefahrbringend sein mußte. Hier vorzubeugen, machte Politik zur Pflicht — und diese Staatskunst mußte sich in einer Empörung, in einem Aufstande zeigen, den man anzettelte, einleitete und zu dessen Theilnehmern sich bald eine Menge Mißvergnügter fanden. Diese waren listig, reich und mächtig genug sich unter dem Pöbel einen Anhang zu verschaffen. Wußte gleich diese tolle Zunft nicht, warum sie rebelliren sollte, so war sie doch bereit dazu, und erwartete mit Sehnsucht den Augenblick, in welchem der in der Asche verborgene Funken zu einer verheerenden Flamme ausbrechen werde.

Einige der benachbarten Fürsten beförderten diesen Plan, ohne daß der König auch nur das Mindeste hätte merken können. Er selbst war ein äußerst redlicher Mann — und wer ist leichter zu hintergehen, als ein solcher? — Light war zu unbefangen in seiner Liebe Glück; und die Königin wie Kalani und deren zwei Schwestern, hatten die Staatskunst eben nicht zu ihrem Hauptgeschäfte gemacht.

Da mußte es das Schicksal fügen, daß einer jener Glücksritter, die sich in Calcutta dem mächtig werdenden Light empfohlen hatten, jetzt in der Residenz des Königs von Queda ankam. Ein eben so unvorhergesehener Zufall machte ihn mit dem Plane der Verschworenen bekannt, und nun hielt er es für seine erste Pflicht, dem Manne, von dessen Freundschaft er sein Glück erwartete, das zu enthüllen, was er erfahren hatte. Light, der jetzt erst auf manches, das er früher nicht achtete, aufmerksamer wurde, fand die Sache gegründet; er theilte dem Monarchen alles mit, und bot alle seine Kräfte und Einsichten auf, um zweckmäßige Gegenanstalten zu treffen. Nur dem Könige selbst theilte er mit was er für gut fand; für die Königin, wie für Kalani blieb

alles verschwiegen und Beide konnten oft nicht begreifen, weshalb der König und Light jetzt ernster und nachdenkender sich zeigten. Der König und Light waren glücklich in ihren Bemühungen; keiner der Verschwornen erfuhr ihre Gegenanstalten. Ganz in der Stille wurden die Besserdenkenden, die Freunde des Monarchen mit dem Ganzen bekannt gemacht; man wußte, daß man sich auf diese verlassen konnte — und sie alle waren bereit ihren guten König bis auf den letzten Athemzug zu schützen.

Es war mitten in einer Nacht, als der Aufstand wirklich ausbrach. Ein Volksfest, das Tages zuvor gefeiert wurde, und das bis spät in die Nacht hinein währte, machte den nächtlichen Lärmen unverdächtig. Light, der jetzt nicht anders als bewaffnet und völlig angekleidet in seinem Zimmer schlief, hörte mitten in der Nacht den ungewöhnlichen Auflauf — bei ihm war jener Glücksritter auf dem Zimmer; Beide standen am Fenster; sie sahen eine ungewöhnliche Volksmenge, angeführt von dem Sohn eines benachbarten Fürsten, der Kalani gern für diesen Sohn gehabt hätte. Light bemerkte wie die Beiden am Eingange des Pallastes stehenden Sclaven niedergestoßen wurden, und wie

der Haufen der Rebellen stehen blieb, um ohngefähr zwanzig bis dreißig Verschworenen, die in den Pallast drangen, um die schändliche That des Königsmordes zu vollbringen, den Rücken zu decken. Jener Fürstensohn, der Nebenbuhler Lights, war der Anführer. — „Nun ist's die höchste Zeit, William," sagte Light zu seinem Begleiter. — „Wir gehen dem Feinde entgegen. Nur besonders den Fürstensohn aufs Korn genommen! Fällt der — die Andern laufen von selbst!" — William — eben so entschlossen, eben so nahe ans Tollkühne grenzend, muthig; folgte bewaffnet seinem Gönner. Der Ausschuß dieser Meuterer hatte den großen Flur des Pallastes erreicht — hier stand man einen Augenblick still, um die Rolle, die jeder spielen sollte, einem jeden noch einmal einzuprägen; ein Geschäft, bei welchem jener Fürstensohn den Vorsitz hatte, die größesten Belohnungen versprach und dann mit den Worten schloß: „Ich will nun erst dem Engländer das Brautgeschenke bringen!" — „Der Engländer läßt schönstens danken!" — rief der, hinter einer Säule vorspringende Light, begleitete diese Aeußerung seines Dankes mit einem kräftigen Säbelhiebe und der Kopf des Prinzen rollte

abgehauen auf das Steinpflaster des Marmorbodens. Fast in eben dem Augenblick fertigte er einen Zweiten, einen Dritten eben so ab, während William es mit einigen Andern nicht besser machte. —

Jetzt feuerte Light eins seiner Pistolen ab; der Schuß erreichte mehrere Absichten — einer der Rädelsführer des Complottes, sank entseelt nieder; auf das Signal des Schusses öffnete sich eine Nebenthür und zwanzig der Bessern — treue Unterthanen des Königs, die Light heimlich hierher beordert hatte, stürzten auf den erschrockenen Haufen der Meuterer und dann endlich erwachte der König selbst, dem Light alle diese Anstalten verschwiegen hatte. — Jetzt trat Light mit seinem Freunde und umgeben von jenen Getreuen vor den Pallast — und die Menge der Rebellen, die früher alles zu zertrümmern drohete, entfloh in Todesfurcht und in einer möglichst wilden Unordnung. Light trat in den Pallast zurück — schrecklich war der Anblick; denn mehrere der Getreuen hatten jetzt über jene muthlos gewordenen Eingedrungenen ein furchtbares Gericht gehalten. Alle waren niedergehauen; der Boden war mit Leichen bedeckt, unter denen das Blut hervorfloß und

schwarz auf dem geebneten Marmor umher floß. Jetzt kam der Monarch in Begleitung seiner Gemahlin und seiner Töchter die Treppe herab — er schlug seine Hände zusammen, da er diesen Schauplatz des Gräuels erblickte. Die Königin und ihre Töchter standen zitternd da — ihnen war der ganze Auftritt ein völlig unerklärbares Räthsel — als Light sich näherte und den mit Blut überzogenen Säbel ehrerbietig vor seinem Monarchen senkte. Mit wenigen Worten schilderte er die Gefahr, in welcher die königliche Familie geschwebt hatte, — eben so erzählte er, welche Anstalten er getroffen hatte, wie auch besonders der Umstand, daß jener Fürstensohn seiner spottenden Aeußerung wegen, als das erste Opfer habe fallen müssen. — Man wird übrigens nichts Anstößiges oder gar Unnatürliches darin finden, wenn Kalani jetzt den Wunsch äußerte den Kopf des Prinzen zu sehen; wenn Light ihn aus dem Haufen der Leichen vorsuchte und wenn sowohl die Königin als ihre Töchter diesen blutigen Kopf mit der unbefangensten Neugierde betrachteten. In einem Lande, in welchem das Leben des Menschen wenig Werth hat, in welchem die empörendsten Hinrichtungen zur Tagesgeschichte gehören, här=

tet sich das Gefühl ab und aus dem Herzen schwindet jede feinere Empfindung. Die Geschichte aller Volksrebellionen liefert hinreichende Beläge für diese, durch Erfahrung bestätigte Wahrheit. —

Mit Anbruch des Morgens war der ganze Aufstand gedämpft; aber schrecklich waren die Hinrichtungen, die jetzt erfolgten. Mehr als hundert der von den Theilnehmern des Complottes selbst verrathenen Rebellen, wurden öffentlich hingerichtet und — was man auch nicht nach unsern mildern, schonendern Gesetzen beurtheilen darf — noch an eben dem Tage steckten die abgehauenen Köpfe und die geviertheilten Rümpfe, als ein warnendes Denkmahl, auf Pfählen um den Palast. —

„Am nächsten Vollmondstage feiern wir unser Hochzeitfest. Mein Vater hat mir es schon gesagt — Reich hat er mich beschenkt und wird dies auch dir thun,“ — sagte Kalani eines Morgens äußerst freudig. „Auch hat schon einer unserer Hofleute den Befehl, dich in allen Gebräuchen zu unterrichten. Du bekommst, außer vielen Kostbarkeiten, auch mehr als zweihundert

wohlbekleidete Sclaven und wir können als Mann und Frau leben, wo wir wollen. Ein ganzer Theil des Reiches Queda wird unser Eigenthum." —

Light hörte diese, unter Küssen und Umarmungen ihm gesagten Worte nur mit halben Ohren. Es ging ihm wie manchem, der im Kampfe um sein Glück allen Muth zeigt; aber in dem Augenblick, der alle Wünsche erfüllt, eine nicht immer zu erklärende Schüchternheit und Unentschlossenheit blicken läßt. Er überdachte jetzt den Schritt reiflicher. Auf einer Seite lockten ihn wirkliche Liebe, Ueberfluß und der Blick in eine schöne Zukunft. Auf der andern Seite standen warnend Anhänglichkeit an sein Vaterland, dem er in dieser Verbindung auf ewig entsagen mußte — eine leise Ahnung des väterlichen Glaubens und der Religion, in der er geboren und erzogen war; besonders aber drängte sich ihm das Bild des gestillten Aufruhres vor die Seele — die Gefahren, die selbst bei erreichter Gewalt ihm immer noch droheten. Er war ungewiß; er schwankte — da bemerkte Kalani sein ernsteres Schweigen — da fiel sie ihm um den Hals und fragte unter Thränen: „Liebst du mich denn nicht so wie ich dich lie-

be?" — Diese Worte entschieden — alle Bedenklichkeiten schwanden; glühend that Liebe den Ausspruch über sein Loos. — Kalanis herzliche Frage wurde eben so zärtlich und herzlich beantwortet und überglücklich verließ die Geliebte beide Freunde. — „Ich wünsche dir von Herzen Glück!" sagte William. „Glückte es mir doch auch so!" — „Je nun — Freund, man muß nie an seinem Glücke verzweifeln. Vielleicht bist du es bald," antwortete Light, und ging voll des Gedankens an sein Glück auf und nieder, ohne weiter etwas zu sagen. Im Augenblicke erschien einer der Hofbedienten, ladete ihn mit ungewöhnlicher Ehrfurcht ein ihm zu folgen und setzte hinzu, daß der König seiner warte. Es fiel Light auf, daß eine starke Anzahl Sclaven und zwar in einem ungewöhnlichen Putze am Eingange standen — mehr noch, daß eine Menge der kostbarsten Sachen, auf einzeln stehenden Tischen lagen. Alles deutete auf etwas Außerordentliches. Jetzt trat der König, seine Tochter an der Hand führend, vor — ihm folgten alle die, die am Hofe ein Amt hatten — dann kam die Königin mit ihren beiden andern Töchtern, auf welche alle weiblichen Hofleute und ein langer Zug Scla-

vinnen folgte. Eine wirklich feierliche Stille herrschte und raubte Light viel von seiner Unbefangenheit; er wurde in der That bei diesen feierlichen Anstalten etwas ängstlich. — Jetzt war der König vorgetreten — eine schmetternde, lärmende Musik erhob sich — sie dauerte fast eine Stunde — dann hielt der König eine Anrede an Light, erklärte ihn durch seiner Tochter Hand für seinen Sohn und machte allen Anwesenden Achtung und Gehorsam zur Pflicht. Jetzt führte der König seine Tochter vor — winkte dann Light — dem jetzt einer der Hofleute ein malaisches Gewand überwarf und Beide, Light und Kalani zu einer, mit Blumen bestreueten Bank führten. Ein malaischer Priester erschien — er sprach wenige Worte — das Feierliche der Handlung war vollbracht — jene wilde, lärmende Musik fing von Neuem an; vor dem Pallaste wurden Gewehre abgefeuert — und die ganze Stadt überließ sich einer wilden Freude, während der König und jeder der Gegenwärtigen, den Verlobten reiche Geschenke brachten. Der König schenkte Lihgt jene Reihe von Sclaven, die in einem ungewöhnlichen Putze da standen, und zugleich die Insel Pu-

lo=Pinang, vielleicht einen der schönsten Plätze der ganzen Erde. —

Light war in der That glücklich. Er war es weit mehr durch das Herz und durch die Liebe seiner trefflichen Gattin, als durch die reichen, durch die verschwenderischen Geschenke, die ihn zu einem der reichsten Männer machten. Aber auch zu seiner Ehre sei es gesagt, daß er sein Glück zu schätzen wußte. Mit jedem Tage entfalteten sich neue Vorzüge des Herzens seiner Gattin; ein wirklich edler, frommer, kindlicher Character zeigte sich immer mehr, und immer inniger und fester knüpfte sich das schöne Band, das Liebe und Wohlwollen um beider Herzen gewunden hatten. Wer mögte ihm wohl ein Verbrechen daraus machen, daß er in seinem Glück nicht daran dachte, Kalani zur christlichen Religion zu bekehren? Sah er doch jeden Augenblick Beweise von Kalanis edlem Character — von der glühendsten Liebe zu ihm — von ihren stillen, geräuschlosen Tugenden; fühlte er doch, daß ihm zu seinem Glücke nichts mehr fehle; und daher war es ihm gewiß zu verzeihen, wenn er auch nicht entfernt auf den Gedanken kam, Kalani zu einer Christin zu machen. Wußte er doch nicht, ob nicht ein An=

muthen dieser Art ihr Zutrauen schwächen, ihre Liebe mildern könne. — Einige Monate hatte Light mit Kalani im väterlichen Pallaste glücklich und froh durchlebt, als Kalani, die soviel Geschmack an stillern, häuslichen Freuden fühlten — der das Getümmel und Geräusch des Hofes gar nicht ansprach, — den Wunsch äußerte, nach Pulo-Pinang zu ziehen. Ein Wunsch, den Light eben so glühend fühlte. Er hatte diesen Aufenthalt noch nicht besucht; nur aus der Ferne hatte er ihn auf einer, mit Kalani und William unternommenen Reise gesehen. Der Anblick dieser Insel war einer der reizendsten; die Natur schien hier mit verschwenderischer Freigebigkeit alles, was den Menschen beglückt, ausgespendet zu haben. Jetzt erst sah Light, daß er noch mehr fand, als er bei den kühnsten Hoffnungen erwartet, in den schönsten Träumen sich als Wirklichkeit gedacht hatte. —

Die schöne Insel, die jetzt der Wohnplatz zweier, durch wahre Liebe Glücklichen werden sollte, liegt nahe an der Landzunge von Malacka an der Stelle, an der die beiden Flüsse Prei und Quolo sich vom festen Lande in das Meer ergießen. Die Insel selbst ist nicht groß; ihr Umfang kann vielleicht zehn bis zwölf deut-

sche Meilen betragen; aber schon ihre Lage macht sie fruchtbar — sie liegt unter dem fünften Grade nördlicher Breite — der Boden ist ausgezeichnet ergiebig — die schönsten Ebenen wechseln mit sanften Anhöhen ab — Wiesen ziehen sich am Gestade hin und werden von den klarsten Bächen durchwässert. Waldungen der üppigsten Art, decken die Hügel und zwischen diesen breiten sich Felder aus, deren Fruchtbarkeit ausgezeichnet ist. Alle die edlern Südfrüchte sind im Ueberfluß vorhanden. Das Meer bietet hier einen Reichthum von Fischen, Austern und Perlen; kein gefahrbringendes, verborgenes Felsenriff ist dem Schiffer drohend, überall findet sich sicherer, fester Ankergrund. Lauter Vorzüge, die wohl Niemanden mehr auffielen; Niemanden wichtiger waren, als Light und William. Für Kalani hatten die schönen Aussichten, die fruchtbaren Felder, die gut bestandenen, schattigen Waldungen mehr Reiz. Nur wenige Dörfer von Malaien bewohnt, fanden sich auf dem glücklichen Eilande; aber die Bewohner waren unverdorbene Naturmenschen, die in Einigkeit unter sich, ihre Arbeiten verrichteten. Sie zeichneten sich durch Ehrlichkeit aus, und man hatte kein Beispiel von der Theilnahme an Seeräubereien,

deren sich sonst die Malaien schuldig machen. Die Insel selbst wurde von den Europäern wenig besucht; nur zuweilen landeten hier Schiffe, um zu einer weitern Reise Brennholz oder frisches Wasser zu nehmen.

Gleich der erste Blick überzeugte Light von dem Werthe dieses Besitzes. Er sah in voraus, wie glücklich er hier leben — wie viel er zum Glück Anderer beitragen könne. Natürlich, daß nun viel und mancherlei Pläne entworfen wurden; natürlich, daß diese Pläne, die beiden Glücklichen und William fast immer beschäftigten. Das Erste, das Light unternahm, war das Erbauen eines großen Hauses für ihn und Kalani; es sollte eine Art Schloß oder Palast sein, in welchem zugleich der größere Theil der mitgebrachten Sclaven wohnten. Nebengebäude wurden angefangen für William und für manchen Freund, den Light noch erwartete. Alle diese Arbeiten wurden durch Leute verrichtet, die der Gouverneur Hasting auf Lights Bitte schickte; Arbeiter, die Light und Kalani verschwenderisch belohnten, die mit regem Fleiße arbeiteten, so daß in Zeit von einem Jahre der Palast fertig dastand, und der ihn einschließende Garten in voller Schönheit prangte. Alles

in dem Pallaste war nach dem feinsten Geschmack unsers Welttheils eingerichtet. Hasting hatte seinem Jugendfreunde viele Geschenke dieser Art, Gemälde, Schildereien, kostbare Geräthe, nach Pinang geschickt, die jetzt das Schloß verschönerten. Die schöne Gegend, in der dies Schloß lag, trug viel zu seinen Reizen bei und Light sowohl, als seine Gemahlin, die bald Mutter eines Sohnes wurde, fühlten mit jedem Tage den Zuwachs ihres wahren Glückes. Die Insel war Beiden als Eigenthum übergeben; Light beherrschte sie als ein völlig uneingeschränkter Fürst; und war auch sein kleines Reich unbedeutend — herrschte er nur über einige tausend Einwohner, so bewies er doch von Neuem, die so oft durch Erfahrung bewiesene Wahrheit, daß der kleine Fürst, wenn er Vater seiner wenigen Unterthanen ist, im Grunde immer ein dauerhafteres Glück genießt, als der mächtige, der große Fürst, der freilich mehr Glanz, mehr Würde — aber auch mehr Unruhe, mehr Sorgen, mehr Verantwortung hat. Mit wahrer Vaterliebe herrschten Light und Kalani über die Insulaner, die nun ihrer Seits mit wahrer, kindlicher, ehrfurchtsvoller Liebe an ihrem Wohlthäter hingen, der Theil an ihren Schicksalen

nahm, sie oft in ihren Hütten aufsuchte, den Fleißigen belohnte und des Unglücklichen Thränen durch Wohlthun zu trocknen suchte. Bei allen diesen Handlungen stand ihm Kalani — stand ihm sein Freund William treu zur Seite, und da durch Light eine nähere Verbindung mit den Engländern im Ostindien zu Stande kam, so hatte diese für die Bewohner von Palo-Pinang große Vortheile. Sie verkauften ihre Producte den Britten, die jetzt häufig auf Pinang landeten und einen Umsatz von Gold und Waaren veranlaßten, von denen die immer wohlhabender werdenden Insulaner früher kaum einen Begriff hatten. Alles dies verstärkte die Liebe der Unterthanen zu ihrem Fürsten; nicht ein Einziger fand sich unter ihnen, der nicht mit Freuden jedem Gesetz gehorcht hätte; wußte man es doch, daß alle Verordnungen Lights das wahre Beste seiner Insulaner bezweckten; wußte man es doch, daß selbst die den Malaien früher fremden, polizeilichen Verordnungen hinsichtlich der Reinlichkeit, der Gesundheit, der Feuersgefahren und anderer Gegenstände eines gebildetern Volks — immer ein Beweis der Aufmerksamkeit des Fürsten auf seine Unterthanen; immer ein redender Beweis der Wahrheit

waren, daß er seine Unterthanen nur glücklich sehen wollte. Mehrere Engländer, denen das ungesunde Klima der Hauptstädte Indiens nicht ansprach, wählten Pinang zu einem Aufenthalte, auf dem sie Monate zubrachten. Eine gewisse Kultur verbreitete sich und bei dieser mußte es wohl dem Christenthume leicht werden, auf einem so fruchtbaren Boden zu gedeihen. Von Trankebar, dem Hauptsitze der Missionen, kamen zwei Missionairs — Kalani — schon durch das Lesen mehrerer Schriften mit den Grundsätzen des Christenthums bekannt — Kalani durch glühende Liebe zu ihrem Gatten sich auszeichnend, war die Erste, die den Glauben der Moslemiten gegen die heiligern, mildern Grundsätze des Christenthums vertauschte. In Gegenwart Warren Hastings und mehrerer der Hauptdirectoren der ostindischen Compagnie, wurde sie getauft und nahm von diesem feierlichen Augenblick den Namen der Königin von England, Sophie Charlotte, an. Ihr Beispiel bewog mehrere zur Nachfolge — selbst aus der niedern Klasse der Bewohner hatten viele — des lästigen Druckes der muhamedanischen Religion überdrüssig, das Christenthum angenommen. —

Ungewiß bleibt der Bewegungsgrund, der Light zu Folgenden bestimmte. Ungewiß, ob der Wunsch, ganz und völlig unabhängig — selbst von Geschäften unabhängig zu leben; oder ob manche kleinere Verdrüßlichkeiten dies bewirkten; oder ob Zureden von Seiten Hastings dies vermogte — genug — Light beschloß, seine ganze Besitzung, über die er und seine Gemahlin bestimmen konnte, dem Könige von England, Georg dem Dritten, als ein Geschenk zu verehren. Vaterlandsliebe und Anhänglichkeit an das Fürstenhaus, dem er wie seine Vorfahren mit Ruhm gedient hatten, hatten gewiß starken Antheil an diesem Plan. Mit seiner Gemahlin, die, wie er selbst mehr für häusliche, geräuschlosere und ohne Neid genossene Freuden war, war Light bald darüber einverstanden. Es fiel damals gerade der Geburtstag des Prinzen von Wallis, Georg Friedrich, der am zwölften August 1762 geboren war und in der Folge unter dem Namen Georg der Vierte den brittischen Thron bestieg. An diesem Tage wollte Light seine Vorliebe für seinen König zeigen. —

Hasting, mit dem er den ganzen Plan beredet hatte — denn öfter hielten sich

Light und seine Gemahlin in Calcutta auf — schickte mehrere Tage vor dieser Feierlichkeit einen Capitain Grei mit einem Commando brittischer Soldaten nach Pinang, die von den zufriedenen Bewohnern des Eilandes als Freunde aufgenommen wurden. An dem feierlichen Tage selbst versammelten sich alle Insulaner auf einem der reizendsten Plätze des Eilands.

Light machte seinen Unterthanen bekannt, daß er heute den vierundzwanzigsten Geburtstag des Prinzen von Wallis auf eine außerordentliche Art feiern werde. Er erinnerte die Insulaner an alle die Vortheile, die sie einzig und allein der Verbindung mit den Britten zu verdanken hätten; er führte ihnen ihren immer wachsenden Wohlstand, die Sicherheit und den ruhigen Frieden, dessen sie sich zu erfreuen hätten, zu Gemüthe — er zeigte die schönen Anpflanzungen und die festern Gebäude, die sie jetzt statt der ehemaligen dürftigen Hütten bewohnten. Er machte sie aufmerksam auf ihre mildere Behandlung und schloß dann mit den Worten daß er von jetzt an aufhöre, ihr Fürst zu sein, und daß er sein glückliches Reich dadurch noch glücklicher zu machen gedenke, wenn er dies un=

ter dem neuen Namen „Prinz Wallis Insel," als ein ewiges Eigenthum der Krone England abtrete. Während dieser Anrede wurde die schöne, brittische Flagge feierlich aufgepflanzt und unter derselben gab Light an die, von Hasting geschickten Verordneten, die schriftliche Urkunde des Besitzes. Light war der Erste, der seinem Könige dem Eid der Treue schwur. Die ganze Handlung war zu sehr nach dem Wunsche aller Bewohner. Keine, auch nicht die geringste Spur der Unzufriedenheit zeigte sich — man war um so zufriedener, da Light feierlich erklärte, daß er mit seiner Familie auf der Insel bleiben wolle.

Vielleicht wurde nie einem neuen Fürsten so freudig gehuldigt, als hier dem Könige von England. — Die ganze Handlung geschah den 12. August 1786.

Light, Grei und William thaten nun alles, den Wohlstand der Insel zu vermehren. Die herrlichen Gesetze der brittischen Toleranz gegen fremde Glaubensgenossen kamen ihnen gut zu statten. Eine Menge Fremder baueten sich an; man sah Chinesen, Malaien, Mauren und andere Volksklassen der asiatischen

Küsten auf dem glücklichen Eilande versammelt und friedlich ihr Gewerbe treiben. Englands Toleranz schützte ihren väterlichen Glauben, die mächtige Flagge dieses, alle Meere beherrschenden Staates, gab ihnen Sicherheit und Schutz. Englands Handelsflotten warfen hier gern Anker, und verbreiteten unter den glücklichen Insulanern immer mehr Wohlstand.

Franz Pyrards Sclavenjahre auf den maldivischen Inseln.

Einer der trefflichsten Fürsten, die je geherrscht haben, war Heinrich der Vierte, König von Frankreich, der Erste aus dem bourbonschen Stamme, der nach Erlöschung des valesischen Stammes den Thron bestieg. Sein trefflicher, menschenfreundlicher Character, zeigte sich besonders durch die Religionsfreiheit, die er durch das Edict von Nantes den Hugenotten ertheilte; so wie überhaupt sein ganzes Lebensgemälde eine Menge edler Züge enthält, die diesen Fürsten unvergeßlich machen. Um so mehr schmerzt es den Menschenfreund, wenn dieser edle Fürst nach einer so lobenswerthen Regierung durch den Dolch des Meuchelmörders Ravaillac dem Throne und der Menschheit geraubt wurde.

Heinrich that gewiß alles, um sein Volk zu heben und es so zu bereichern, daß ein ausgebreiteter Wohlstand Frankreichs Loos sein sollte. Mit Unwillen hatte er bemerkt, wie sehr die Franzosen in Hinsicht größerer Entdeckungen zu Wasser und überhaupt des ausgebreiteten Handels gegen andere Völker, gegen Spanien, England, Holland und mehrere italienische Staaten zurückgeblieben waren. Es blühete kein Seehandel und die schönsten Erzeugnisse des Kunstfleißes wurden den Engländern und Holländern überlassen, die dadurch alle die großen Vortheile an sich zogen, die eigentlich den thätigen und geschickten Franzosen gehörten. Jene Staaten wurden dadurch reich, und Frankreich, das so schon durch innere Religionsstreitigkeiten in unversöhnliche Partheien zerfallen war, sank auch in Hinsicht seines Wohlstandes immer tiefer. Mit Schmerz sah der edle Monarch diesen Zustand seines Reiches; und ernstlich wurde es sein Entschluß, sein Vaterland, dessen Wohl er als sein eigenes ansah, auf die möglichst hohe Stufe des Wohlstandes zu heben.

Unerklärbar würde bei einem sonst so thätigen Volke, wie die Franzosen es waren, die Gleichgültigkeit sein, mit der sie den immer stei-

genden Wohlstand anderer Länder ansahen; wenn nicht diese Erscheinung durch den so tief eingewurzelten Religionshaß und durch die innern sich auf den Tod hassenden Glaubenspartheien zu erklären wären. Schon länger als hundert Jahre hindurch hatten jene Völker die Meere durchschifft; hatten neue Entdeckungen gemacht; hatten neue Handelsverbindungen angeknüpft, und mit Völkern, deren Namen man noch nie gehört, Freundschaftsbündnisse geschlossen — nur von Frankreich aus, war in dieser Hinsicht noch nichts geschehen.

Heinrichs erste Versuche, sein Volk für dergleichen größere Unternehmungen zu bestimmen, gingen auf die, am atlantischen Meere liegenden Seestädte. Unter diesen zeichnete sich damals schon St. Malo durch seine Lage an den Kanal, durch seinen guten Hafen und durch die Betriebsamkeit seiner Einwohner aus, die es unmöglich gleichgültig ansehen konnten, daß fremde Schiffe mit den Kostbarkeiten unbekannter Länder in dem Hafen einliefen, und diese mit kaum zu berechnendem Gewinn verkauften. An die Kaufmannschaft von Malo wendete sich Heinrich zuerst, und sowohl diese, als die Kaufmannschaft von Vitré waren gleich erbötig zwei Schiffe,

den halben Mond und den Raben auszurüsten und sie den beiden Hauptleuten Bourbelliere und Groux zur Führung zu übergeben. Auf dem Raben war ein junger, geschickter, kühner Seemann, Franz Pyrard, als Gehülfe des Capitains Grour. Mit willigem und muthvollen Herzen und mit einer Entschlossenheit, die sich durch keine Gerüchte von den vielen Gefahren einer solchen Reise irre machen ließ, trat er seinen Posten an, und seine Geschichte, die er selbst erzählt, mag hier einen Platz verdienen, wie sie ihn in den frühern Gemälden dieser Art, in den histoires des Navigations gefunden hat.

Bis zur Mitte des Maimonats 1601, mußten wir uns in Malo einfinden; dies war der Ort, an dem wir uns versammeln — der Ort, an dem die Reisegefährten, die sich noch nicht kannten, kennen lernen sollten. Die Zurüstungen zur Reise, deren Dauer wir nicht bestimmen konnten, waren sehr bedeutend; die Kaufmannschaft, die eigentlich unsere Entdeckungsreise veranlaßte, hatte es bei der Ausrüstung des Schiffes auch nicht an den unbedeutendsten Kleinigkeiten fehlen lassen. Beide Schiffe

waren neu — Beide gute Segler und beide Führer waren Männer, deren Einsichten nicht leicht übertroffen werden konnten; Männer, die mit ihren Schiffskenntnissen einen unerschütterlichen Muth und das menschenfreundlichste Herz verbanden. Wir alle freuten uns, mit Männern dieser Art eine so wichtige und vielleicht Jahre lang dauernde Reise machen zu können; und keiner von uns hörte auf die Vorstellungen der Seinigen, wenn diese ihn durch Schilderung großer Gefahren und eines gewissen Todes von seinem Plane abhalten wollten. Wir Reisegefährten wurden gar bald Freunde, denn jeder sah ein, wie unentbehrlich ihm der andere war.

Bis jetzt warteten wir nur auf günstigen Wind und hatten den strengen Befehl, theils alle unsere Sachen in solcher Ordnung und Bereitschaft zu halten, daß wir sie gleich zur Hand nehmen und an Bord gehen könnten — theils durften wir uns aus den am Hafen liegenden, uns angewiesenen Wohnungen nicht entfernen, damit wir auf das erste Zeichen zum Einschiffen bereit wären. Dieser letzte Befehl wurde eben so genau nicht beobachtet; wir gingen aus; ließen doch den Zurückbleibenden immer gewisse Nachricht, wo und in welcher Versammlung

wir angetroffen werden konnten. Und so waren wir fast immer in der Gesellschaft der Unsrigen, die entweder uns besuchten oder bei denen wir waren. — Da saßen wir von dem zwölften Mai bis zum achtzehnten, die Aenderung des Windes erwartend — wir glaubten in der letzten Nacht, noch lange hier müßig hinbringen zu müssen — als mit einem Male mitten in der Nacht das Zeichen zur Abreise gegeben wurde; ein Signal, dem wir Alle lange mit Sehnsucht entgegengesehen hatten; das uns aber jetzt in dem Augenblicke, in dem wir es hörten, mit einem gewissen Schauder, mit einer kaum zu verbergenden Aengstlichkeit erfüllte. Es war dies nicht nur der Fall bei denen, die mit unbegreiflichem Leichtsinn diese Reise antraten, und die denn gewöhnlich bei einem Fall, der sie erschüttert, die Verzagtesten sind; sondern auch bei uns Ernstern, Gesetztern und Nachdenkendern. Verwandte und Freunde — Eltern und Geschwister standen neben uns, da wir uns zu der Reise anschickten — wir konnten nicht wissen, ob wir sie je wiedersehen würden — wahrlich — das Signal, das zu einer solchen Trennung Befehl gibt — ist so erschütternd, wie der Ruf einer Sterbeglocke. —

Hell und freundlich schien der Mond auf den Weg, den wir begleitet von unsern Freunden nach den Schiffen gingen. Beide waren segelfertig — nur das am Haken der Hafenwand befestigte Tau hielt die Schiffe noch, während die niedergelegten Segel auf dem Verdeck wie ganz unnütz zu liegen schienen — wir trennten uns von den Unsrigen — wir standen auf dem Verdeck — Capitain Groux sah uns noch einmal nach — die Segel wurden aufgezogen — jenes Tau gelöset — unser Schiff fing an sich langsam zu bewegen — der Wind schwellte die Segel — immer rascher wurde die Bewegung — und ehe wir es selbst glaubten, waren wir in dem Fahrwasser des Kanals, der hier bei Malo eine außerordentliche Tiefe hat.

Unsere übrigen Sachen waren schon früher auf dem Schiffe — jeder von uns wußte seine Schlafstelle, seinen Platz, an dem er seine Sachen aufbewahrte und wo seine Schiffskiste stehen mußte. Wir waren also eingerichtet und völlig im Stande zu reisen; wir benutzten die Augenblicke, die wir dem Lande nahe waren, die Gegend zu übersehen, in der wir unsere Freunde wußten. Lag sie doch im schönsten

Mondlichte, wie ein herrlich ausgeführtes Gemälde vor uns. —

Der Anfang unserer Reise war etwas beschwerlich; denn wir hatten kaum den Kanal verlassen, als ein starker Sturm uns überfiel, der freilich dem Schiffe wenig schadete, der aber den nachtheiligen Einfluß hatte, daß fast die ganze Mannschaft des Schiffes — und sie bestand zum größten Theil aus Leuten, die die erste, große Seereise machten — seekrank wurde. Aus einer solchen Krankheit macht der Seemann nichts; selbst das Leiden dessen, der jetzt von ihr befallen wird, rührt ihn wenig; mit der größesten Gleichgültigkeit sieht er den Leidenden an — mit einer Ruhe, die mit nichts zu vergleichen ist, gibt er einen guten Rath. Er weiß, daß er die Krankheit ein für alle Mal gehabt hat. — Aber desto quälender ist der Zustand des Leidenden selbst. Fast die Hälfte der Bemannung bestand aus Leuten, die nie eine Seereise unternommen hatten — die also alle krank waren und zur Leitung des Schiffes, so wie zur Erfüllung ihrer übrigen Pflichten ganz untauglich, und sich überdem selbst eine Last waren. Zum Glück dauert ein solcher Zustand nur wenige Tage und wir Kranken genasen

um so eher, da unser brave Capitain wirklich wie ein Vater für uns sorgte. Er wußte, wie sehr nöthig, wie unentbehrlich wir alle ihm waren und diese Ueberzeugung that eben so viel als sein menschenfreundliches Herz. Wir waren alle nach einigen Tagen wieder gesund und unsere angewiesenen Arbeiten wurden uns um so leichter, je froher wir waren, sie wieder verrichten zu können. Nach einer sehr glücklichen Fahrt von zwei Monaten, in der wir zwischen dem festen Lande von Afrika und den canarischen Inseln hingefahren waren, erreichten wir die Inseln des grünen Vorgebirges, auf denen die Portugiesen angefangen hatten sich anzubauen. Mehrere kleinere Oerter waren als Dörfer mit Feld umgeben; viele einzelne Gehöfte waren im Entstehen und der Anfang zu einer größern Stadt war schon auf der Insel Jago oder Jakob gemacht. Diese Insel, die größeste der Inseln des grünen Vorgebirges, gewährte uns aus der Ferne einen furchtbaren Anblick. Wir sahen nichts als eine wild durcheinander geworfene oder eben so wild auf einander gethürmte Felsenmasse, die sich aus dem Meere hob, und an der die Wellen sich schäumend brachen. Und eben so gräßlich und schau=

dererregend ist das Innere der Insel; man sieht nichts als ungeheure Felsen und Klippen, zwischen denen das Erdreich sich zeigt; zwischen denen einige Bäche fließen, deren Ufer mit Bäumen aller Art besetzt sind. Was aber zu der Zeit, in welcher wir hier waren, den traurigen Anblick noch vermehren mußte, war der Umstand, daß es hier in zwei Jahren nicht geregnet hatte. Man kann sich fast nichts Traurigers denken als diese Inseln, deren Boden sonst sehr fruchtbar ist; jetzt aber völlig in Asche verwandelt war. Nicht einmal ein Grashalm war zu erblicken, kein Baum hatte Laub; die Bäche waren ausgetrocknet und die nackten Felsen warfen außer dem blendenden Schimmer eine Gluth von sich, als wären sie im Feuer ausgeglühet. Noth und Mangel waren überall zu sehen — die Menge der armen Mohren und selbst die Portugiesen erbaten sich von uns Speise und Trank; selbst der Gouverneur legte uns die Bitte um Gartengewächse so nahe, daß wir ihm ein Geschenk mit mehreren Arten derselben machten, die er mit großer Freude annahm. Statt daß wir hier unsere Bedürfnisse und Nothwendigkeiten mitnehmen und uns auf eine so weite Reise mit dem, was uns nöthig war, hät-

ten versehen sollen, mußten wir Vieles hergeben, was uns fast unentbehrlich war. Es war immer noch ein Glück für uns, daß uns der Gouverneur aus einem für ihn gegrabenen Brunnen frisches Wasser zu holen erlaubte, ein Vorzug, der den armen Bewohnern und selbst dem gemeinen Portugiesen versagt war. Diese armen Menschen mußten sich damit helfen, daß sie dicht am Ufer Löcher gruben, in die das Seewasser sich durch den Sand zog und dadurch viel von seinem widrigen Geschmack verlor. Wir blieben nur so lange auf dieser Insel, als wir zur Ausbesserung unserer Schiffe und besonders des Segelwerkes nöthig hatten: schon am zehnten Tage verließen wir den sichern Hafen und fuhren mittagwärts an der Küste Afrikas hin.

Wir hatten schon auf der Insel Jago sehr von der Hitze gelitten; aber diese war kaum zu rechnen in Vergleich mit der Sonnengluth, die wir jetzt, da wir uns der Linie näherten, zu dulden hatten. Schon mehrere Tage vorher war sie unerträglich; am höchsten aber stieg sie, da wir am 24. August die Linie wirklich erreichten. Die Sonne stand lothrecht über unserm Haupte — wir warfen, wenn wir auf das Verdeck traten, keinen Schatten; und eine gänzliche

Windstille hielt das Schiff in dieser glühenden, durch keinen Luftzug gemilderten Hitze wie angenagelt. Alle unsere Vorräthe verdarben; das Fleisch, und wenn es noch so gut gesalzen und noch so fest eingepackt war, wurde stinkend; die mitgenommene Butter und die Lichte schmolzen in den Fässern; das Trinkwasser nahm einen übeln Geruch an und dicke, ekelerregende Würmer lagen auf dem Grunde der Gefäße. So weit die Schiffe aus dem Wasser hervorragten, thaten sich die Planken und Wände auseinander, die einzelnen Bretter zogen sich krumm; alles Pech schmolz und in dem Schiffsraume konnte es Niemand aushalten, da die Luft dem Dunstkreise eines glühenden Ofens gleich war. Acht Tage brachten wir in diesem glühenden Himmelsstrich zu, bis wir endlich durch ein entstandenes Seelüftchen aus dieser Gluth befreiet wurden. Auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung wurden wir indeß wieder erquickt; wir blieben hier mehrere Tage — wir genossen eine Freundschaft von dem Gouverneur und von den, sich dort angesiedelten Einwohnern, die uns nichts zu wünschen übrig ließ. Hätten uns nicht die Dienstverhältnisse und die Liebe zum Vaterlande bestimmt; wir wären

gewiß gern auf dieser Südspitze Afrikas geblieben, wo die Holländer jetzt durch Erbauung der Capstadt und durch Anlagen von Schanzen und Festungswerken anfingen diesem Vorgebirge den wichtigen Rang zu geben, den es in der Folge für die Schiffarth und für den Handel hatte. Oft und fast bei jeder Gelegenheit machten sie uns Anträge, zu bleiben; sie versprachen uns die größesten Vortheile und dadurch bewogen sie einige der Unsrigen, heimlich zu entweichen. Vielleicht war die Besorgniß, daß mehrere diesem Beispiele folgten, der Grund, daß unsere Capitains bald diesen glücklichen Aufenthalt verließen. Mit uns fuhr ein großes, holländisches Schiff, das nach Goa bestimmt war. Auf der Spitze von Afrika trennten wir uns von dem Holländer. Er kannte seine Bestimmung; er wußte den Ort, wo er landen sollte; wir dagegen waren beordert die Meere die mittäglich von Afrika liegen, zu durchschiffen um neue Länder, neue Inseln aufzufinden, deren Erzeugnisse unsern vaterländischen Handel auf einen hohen Grad der Vollkommenheit heben könnten. Der holländische Capitain that alles zu unserm Vortheil; ich bekam sogar die Erlaubniß alle Seecharten über das Südmeer zu

kopiren — und er hatte viele dergleichen — eine Arbeit, die ich sehr gern that, und die überdies noch den Vortheil hatte, daß ich von allen gewöhnlichen Arbeiten des Schiffsofficiers befreiet blieb. Sehr ungern verloren wir unsern bisherigen Gefährten, den Holländer, der weit lieber in unserer Gesellschaft auf Entdeckungen ausgegangen wäre, als daß er die kaufmännischen Geschäfte in Goa übernahm. Er war ein unternehmender, kühner Seemann von dem wir Alle viel hätten lernen können, wären wir länger mit ihm in Verbindung geblieben. —

Wir fuhren jetzt süd zu süd-ost. Der Holländer entdeckte uns, daß wir diesen Weg als den sichersten zu dem Auffinden unbekannter Länder zu wählen hätten. Fast einen ganzen Monat hindurch, war unsere Fahrt eine der glücklichsten, die es nur geben kann. Unser Schiffsvolk war gesund; alles war heiter und jeder berechnete schon den Antheil, den neue Entdeckungen ihm bringen würden. Es wurden schon Pläne gemacht, wie man die Belohnungen und den unbezweifelten Gewinn im Vaterlande anwenden wollte; und in seiner behaglichen Freude fiel es keinem von uns ein, daß das Schicksal ein wichtiges Wort mitzu-

sprechen habe, und daß wir wohl thäten, wenn wir es zu Rathe zögen. —

Wir hatten eines Abends den gewöhnlichen Gottesdienst gehalten; ein Gebrauch, der auf unsern beiden Schiffen sehr genau beobachtet wurde. Die Segel waren eingezogen — die Mannschaft, die nicht die Wache hatte, oder in andern Diensten war, hatte sich zur Ruhe niedergelegt; ich saß noch mit dem Capitain und einem andern Officier in der Cajüte und sprach mit ihnen über unsere weitere Reise. Die Pläne, die wir entwarfen, trugen das Gepräge eines heitern, nur das Beste erwartenden Sinnes, den der Blick auf das ruhige Meer, der Blick auf den klaren, wolkenlosen mit Sternen übersäeten Himmel in uns weckte und nährte. Eben wollten wir uns niederlegen, als des Steuermanns Gehülfe in die Cajüte trat und uns meldete, daß ein Sturm aus süd-west im Anzuge sei, daß die See schon ungewöhnlich hoch gehe und ein starkes Brausen aus der Ferne sich deutlich vernehmen ließe. — Eine Meldung dieser Art setzt alles auf einem Schiffe in Bewegung. Jeder kennt seine Obliegenheit; jedem ist in einem solchen Falle sein Posten angewiesen und die Ueberzeugung,

die jeder hat, daß von der Erfüllung seiner Pflicht das Wohl des Schiffes abhängt, thut hier so viel und noch mehr als die Furcht vor der harten Bestrafung, die auf die Vernachlässigung gesetzt ist.

Wir eilten auf das Verdeck — und fast war es uns unmöglich hier auszuhalten, da die Wellen schäumend sich hoben, da die folgende Woge immer höher stieg und endlich der schäumende Gischt über das Verdeck hinschlug. Dazu kam noch ein so starker Windstoß, daß wir genöthigt waren, den Mast zu umklammern oder uns in dem Tauwerke zu halten, wollten wir nicht in die brausende, heulende See hingeschleudert werden. Nur mit größester Anstrengung gelang es uns die noch aufgezogenen Segel zu reffen und sie an den Raaen zu befestigen. Selbst wider unsern Willen wandte der Sturm unser Schiff und was noch der schlimmste Umstand war, der starke Stoß, den das Schiff bei dieser plötzlichen Wendung litt, hob das Steuerruder aus dem Bolzen und alle unsere vereinten Kräfte waren nicht im Stande es wieder einzurichten, da der Sturm und die überstürzenden Wellen die Anwendung jedes erforderlichen Hülfsmit-

tels unmöglich machten. Wir konnten nun nichts weiter thun, als die Luken zu schließen, uns unters Deck zurückzuziehen und ruhig den Augenblick zu erwarten, in welchem das vom Sturm gejagte Schiff an einer Klippe zerschmettern oder auf einer Sandbank festsitzend von den Wogen aufgelöset werden würde. Einer von beiden Schlägen mußte uns auf jeden Fall treffen — und jeder von beiden drohete uns den gewissesten Tod. In einer Betäubung, die sich mit nichts vergleichen läßt, saßen wir in dem dunklen, finstern Raume wie in einem Grabgewölbe — jeder war mit dem Gedanken an seinen Untergang beschäftigt; keiner sprach, und wenn ja ein Wort sich hören ließ, so war es ein Gebet, eine Aeußerung bitterer Reue, die Reise unternommen zu haben; ein Seufzer, den die Todesfurcht hervorbrachte. — An Essen und und Trinken dachte Niemand — Todesfurcht raubte uns jede Empfindung des Hungers; erschöpft vor Ermattung lagen wir in dem dunklen Zwischendeck, umher geworfen und wund gestoßen von dem Schiffsgeräthe. Wie lange wir in diesem trostlosen Zustande zugebracht hatten, wage ich nicht zu bestimmen; nur das Eine erinnere ich mich, daß wir plötzlich von

einem starken Krachen aus unserer Betäubung geweckt wurden; bald überzeugten wir uns von der Ursache dieses furchtbaren Getöses, da wir gewahr wurden, daß der Hauptmast gebrochen, über das Verdeck hingestürzt und an dem Tauwerk fest hangend, neben dem Schiffe hinschleife. Wir bemerkten zugleich, daß das Schiff von dieser Last auf die Seite gezogen, schief fortgetrieben wurde. Aber zugleich bemerkten wir Licht, das durch die verursachte Oeffnung des Verdecks in den dunkeln Raum fiel; ein Anblick, der uns beruhigend war, ob wir gleich immer noch das Brausen der Wellen, das Heulen des Sturmes hörten, und immer noch einer Feder gleich auf dem Meere fortgetrieben würden. Einer unserer Seeleute kletterte an dem Stumpf des Mastes hinauf; er sollte sich umsehen, ob etwa Land oder das uns begleitende Schiff zu entdecken sei. Vergebens warteten wir auf Nachricht; der junge Mensch kam nicht wieder; wahrscheinlich schleuderte ihn eine wüthende Woge in die schäumende Fluth, oder der immer stärker werdende Sturm riß ihn hinab. Wir sahen ihn nie wieder — wir bedauerten ihn; ach! wir wußten nicht, daß er in Verhältniß zu uns, immer noch der Glücklichste war!

Von uns allen waren der Capitain Groux und der Steuermann die Einzigen, die ihre kalte, ruhigere Besonnenheit beibehielten; wir übrigen — entweder Jünglinge, die noch nicht hinlänglich durch Erfahrungen geprüft waren, oder die jetzt die erste, große Seereise unternahmen — wir konnten uns zu jenem Muthe noch nicht erheben. Capitain Groux bemerkte zuerst, daß das Schiff anfange langsamer zu gehen; aber zugleich bemerkte er, daß es tiefer als früher im Wasser gehe; eine Entdeckung, die er mir ganz verstohlen mit dem Zusatze mittheilte, daß er das baldige Sinken des Schiffes befürchte. Er entdeckte bald, daß seine Beobachtung gegründet sei; denn fast in der Mitte der Wand, eine Höhe, die das Wasser nie erreicht, drang das Wasser durch die losgewordene Vertäfelung und füllte den Raum so hoch an, daß wir bis über die Knieen im Wasser standen.

„Wir sind in Gottes Hand!" sagte der Capitain und erzwang eine heitere, ruhige Stimme, — „das Schiff wird bald sinken!" — Welchen Eindruck diese Worte auf uns machen mußten — darf ich nicht erst sagen. Ich hatte blos den Wunsch: Mögte doch alles erst überstanden sein! —

Mit einem Male hörte die Bewegung des Schiffes auf; wir alle empfanden, daß es langsam gehe und daß es bald ganz still stand. Der Capitain stieg in jene Oeffnung — wer mögte unsere Freude schildern, da wir hörten, wie er: Land! Land! rief. Wer unsere Freude malen, da wir ihn sahen, wie er im hellen Sonnenlichte oben über uns stand und uns zurief hinauf zu steigen! In wenig Augenblicken waren wir oben. — Hell und blau war der Himmel über uns — ruhiger war die Oberfläche des Meeres und vor uns breitete sich die schönste Landschaft aus; für uns ein um so erquikkenderer Anblick, je weniger wir einige Stunden vorher darauf gerechnet hatten, eines solchen Anblicks je wieder theilhaftig zu werden. — Stundenlang standen wir da; die überstandene Todesangst machte, daß wir alles was wir hier sahen, für Bilder eines entzückenden Traumes hielten. Jeder überließ sich seiner Freude auf eine andere Art, je nachdem Geist, Herz und Denkungsart ihn dazu aufforderte. Einer knieete betend nieder, wenn ein Anderer stille Thränen der Freude über seine Rettung weinte. Freunde umarmten sich; sie hatten sich für verloren, für getrennt durch den Tod in den Wel-

len gehalten und jetzt sahen sie einer neuen Verbindung entgegen. Selbst solche, die sich früher einander gleichgültig waren, vergaßen der Kälte, die ihre Herzen sonst entfernte; sie drückten sich einer den andern an die Brust; das Glück hatte sie zu bessern Menschen gemacht. Erst nach längerm Aufwallen unserer Freude konnten wir den Zustand unseres Schiffes beurtheilen; ein Anblick, der freilich nicht dazu geeignet war, die Freude über unseres Lebens Rettung zu steigern. Alle Masten waren abgebrochen — der schwere Mittelmast hatte bei seinem Umsturz die beiden andern umgerissen und alle drei lagen drückend auf der einen Seite des Schiffkörpers, der nun ohne im mindesten gelenkt werden zu können, einem unbehülflichen Stumpf gleich, ein freies Spiel der Wellen war. Das Steuer war gänzlich verschwunden; die obern Planken und die von ihnen bekleideten Rippen waren verschoben; hatten sich aus ihren Bindungen gegeben und ließen jeder Welle, die sie erreichte, den freien Lauf in den Raum, in welchem wir Sicherheit suchten. Das Boot unsers Schiffes war verschwunden — das Schiff selbst saß mit dem Vordertheile auf einer Sandbank, die, wie wir

deutlich bemerkten, vom Ufer und von der Mündung eines beträchtlichen Stromes sich quer vor unsern Schiffe hin, weit in das Meer erstreckte, und sich am Ufer an die Dünen schloß.

Aber desto erfreulicher war der Anblick des kaum einige hundert Schritte von uns entfernten Landes. Aus dem blaugrünen, mit einzelnen, schäumenden Wellen belegten Meere hoben sich die blendend weißen Dünen; sie reichten in diesem glänzenden Abstiche so weit als der Blick des schärfsten Auges nur trug; über ihnen zog sich eine Waldung, an deren frische, schöne, grüne Farbe der klare, blaue Himmel sich schloß.

„Und nun muß Anstalt gemacht werden, das Land zu erreichen!" — sagte der Capitain. Er befahl, hinab in den Raum zu steigen und Lebensmittel und Geräthe vorzuholen. Nach dem Ersten suchten wir vergebens. Blos einige Wasserfässer waren unversehrt geblieben; jede andere Speise, Zwieback, Salz und Fleisch waren durch das eingedrungene Seewasser verdorben. Blos die Zimmergeräthe fanden wir; nebst den Gewehren, die uns aber nichts helfen konnten, da unser Schießpulver untauglich geworden war. Das völlige Auflösen des Schif-

fes schien mit jedem Augenblick näher zu kommen; das Wasser stieg immer höher; jeder Augenblick konnte der sein, der das unbehülfliche Wrack in den Abgrund ziehen würde.

Natürlich, daß jeder von uns gern und willig Hand ans Werk legte, so bald als möglich das, uns rettende Gestade zu erreichen. Von dem Verdeck brachen wir die Planken los; der Mast mußte seine Taue hergeben; ein großes Floß wurde zusammen gezimmert; die Spitze des kleinen Mastes wurde auf unserm Floß aufgerichtet — das Floß selbst mit Allem, was uns Bedürfniß schien, beladen — und so nahmen wir von dem immer mehr seiner völligen Auflösung sich nähernden Wrack Abschied wie von einem sterbenden Freunde. Die Gegend des Meeres, in der wir uns befanden, war ruhiger als die fernere See, die den Windstößen mehr ausgesetzt war; uns hingegen schützte das Ufer mit seinen Dünen, mit seinen Gebüschen und fest ohne Mühe gelangten wir in die Mündung des Flusses. Von hieraus wollten wir die Beschaffenheit des Landes untersuchen und deshalb in dem Strome selbst so weit als möglich hinauffahren. Der Strom selbst floß ruhig durch dickbewachsene Ufer hin; die starken und

üppigen Baumzweige hingen auf den Spiegel des Wassers hinab, und eine dämmernde Finsterniß deckte beide Ufer. — Wir konnten uns selbst eines unwillkührlichen Schauders nicht erwehren, der um so stärker auf uns wirkte, da das Geräusch mehrerer großen in den Fluß sich stürzenden Ungeheuer uns vieles fürchten ließ. Endlich gelangten wir zu einer etwas offeneren Stelle — hier wollten wir landen — aber — welche Bewohner fanden wir hier, als wir näher kamen! Wie eilten wir, eine Gegend zu verlassen, die — der Wohnplatz gräßlicher Krokodille war; denn fünf oder sechs dieser Ungeheuer stiegen, als sie uns kommen sahen, in das Wasser und näherten sich unserm Floß mit einer Keckheit, die alles für unser Leben fürchten ließ. Eins dieser Ungeheuer — und grade das Größeste — machte sogar Miene das Floß zu ersteigen; ein Versuch, der nur durch nachdrückliche Schläge auf den Kopf des sehr unwillkommnen Gastes vereitelt werden konnte. Demohngeachtet schwammen diese wirklich furchtbaren Thiere neben uns her; sie schienen immer zudringlicher zu werden, und mit der Zudringlichkeit wuchs unsere Angst, nahm unsere Gefahr zu. Wir hatten gegrün-

dete Ursache die Nacht zu fürchten, die schon nahe war, und die wir doch auf dem in Eile zusammengeschlagenen Floß nicht zubringen konnten. Noch ungefähr eine halbe Stunde Weges fuhren wir weiter, als wir eine Art von Halbinsel bemerkten, die ein, in den Strom fallender Fluß bildete; sie war mit einzelnen Bäumen und Gesträuchen bewachsen, ihren Hintergrund bildete eine Reihe spitziger Klippen, die dem ganzen Vorsprunge einen Anstrich von Sicherheit gaben, um die es uns jetzt allein gethan war. Hier stiegen wir aus; das Floß wurde befestigt; ein Theil von uns fällte Holz um Feuer zu unterhalten, indeß ein andrer nach Lebensmitteln ausging. Ein Glück für uns war es, daß wir hier eine Menge Schildkröten fanden, die uns eine nährende, erquickende Speise gaben. —

Der Abend war schön — durch die belaubten Bäume hin fiel der Strahl der untergehenden Sonne; ein prächtiges Gemälde breitete sich vor uns aus; mit Vergnügen sahen wir das herrliche Schauspiel, das der klare Himmel, die belaubten Bäume, der sanft hingleitende Strom und der bunte Wiesenteppich, auf dem wir ruheten, uns allen gewährte. Aber ernster

wurden wir mit der einbrechenden Nacht, als der Wall von Feuern um uns brannte und die leuchtenden Flammen allen Gegenständen, jedem Baume, jedem Strauch ein eigenes, gespenstartiges Ansehn gaben — als das Rauschen, Plätschern und Schnauben im Strome — das Prasseln und Knistern im Walde, uns die Annährung solcher Gäste meldete, deren wir gern überhoben gewesen wären. Besorgt und scheu zogen wir uns näher zusammen; einer wollte dem andern Muth einsprechen, und jeder fühlte wie sehr ihm dieser fehle. Noch mehr stieg unsere Angst als wir das Brüllen der sich nähernden, großen Raubthiere hörten — und wir Armen hatten keine Waffen, ihrem blutdürstigen Angriffen zu widerstehen. Neckend saßen über uns zahllose Affen jeder Art — ihre widrige Stimme klang gräßlich in unser Ohr — mit dem Brüllen, Gott weiß welcher Raubthiere, und mit dem Schnauben der sich schwerfällig nähernden Krokodille, machte dies ein Konzert, bei dem uns die Haare zu Berge standen. Wie gegen eine Zauberei im geweiheten Kreise, saßen wir geschützt in dem Zirkel brennender Holzhaufen; keiner unserer blutdurstenden Feinde brach in denselben ein, so nahe sich auch mancher einzel-

ne Tiger schleichend wagte. Die knisternde Flamme scheuchte ihn zurück; aber zugleich gab sie ihm ein furchtbares Ansehen. Die Augen und Zähne dieser Thiere glänzten und leuchteten wie glühende Kohlen — der Wiederhall im Walde verdoppelte das gräßliche Brüllen.

Mit klopfendem Herzen sahen wir dem Morgen entgegen; kein wohlthuender Schlummer hatte unsere Augen auch nur eine Minute geschlossen. Der Tag brach an — sein erster Strahl entfernte jene furchtbaren Feinde; nur die zahllose Menge Affen blieb; neugierig betrachteten sie uns, und es schien wirklich als wollten sie uns wegen der Schrecken dieser Nacht schadlos hatten, so lächerlich waren die Sprünge, die sie machten, die Balgereien, in die sie sich einließen.

Ermüdung und völlige Erschöpfung machte es uns ganz unmöglich, schon heute früh unser Floß zu besteigen, um die Reise fortzusetzen. Der Capitain beschloß daher, uns allen bis Mittag Ruhe zu gönnen. Er selbst und wir drei andern Officiere erboten uns die ersten zwei Stunden zu wachen, und bald lag alles in einem tiefen Schlummer. Hätten wir Vier auch nicht aus Pflicht munter bleiben müssen,

wir hätten gewiß so schon gewacht. Besorgniß, Furcht, Ungewißheit hatten uns so sehr aufgeregt, daß gewiß keiner von uns an Schlaf denken konnte. Wie nahe uns die wüthenden Feinde gewesen sein mußten, sahen wir aus dem dicken Schlamm, den die Krokodille auf unser Floß geschlemmt hatten — sahen wir aus dem niedergetretenen Grase, vor der Schutzlinie unserer Feuer. Bis dicht an das Feuer hatten sich manche dieser Raubthiere gewagt. —

Es kam jetzt darauf an, daß wir einen festern Entschluß wegen der Zukunft faßten. Eine Hauptsache war es, dahin zu sehen, daß die einmal eingeführte Subordination nicht aufhöre; fiel diese weg, dann fiel alle unsere Hoffnung zu unserer Rettung; dann that jeder was er wollte und dieser Zustand der Gesetzlosigkeit mußte unser Elend vermehren, unsern völligen Untergang beschleunigen. Es war jetzt Mittag. Der Capitain weckte — und ließ die ganze Mannschaft zusammentreten. In einer eindrücklichen Anrede machte er sie auf ihre Lage aufmerksam und bewies ihnen, daß diese nur durch Eintracht und Gehorsam eine gute Wendung nehmen könne. Eine Wahrheit, von welcher Alle so überzeugt waren, daß sie ein-

stimmig Gehorsam versprachen. Die braven Leute hielten ihr Versprechen. Ihre Schuld war es nicht, daß der größeste Theil von ihnen einen Monat später so unglücklich wurde. —

Gesättigt durch nährende Schildkröteneier, erquickt durch manche schöne Frucht die uns labte, bestiegen wir unser Floß und fuhren den immer mehr von Gebüsch eingeengten, und immer dunkler werdenden Strom hinauf. — Mit möglichster Vorsicht fuhren wir diesen Weg, der, abgerechnet daß Millionen blutdürstiger Mücken uns belästigten und hier und da ein noch blutdürstiger Krokodill den fürchterlichen Rachen aus dem Flusse hervorstreckte — während der sengenden Hitze, Schatten und erquikkende Kühlung gab. Mehrere Stunden waren wir auf diesem Flusse weiter fortgefahren, als das ganze Ufer sich umgestaltete. An die Stelle des Gebüsches traten Felsenwände; der fettere, üppige Boden wurde zu einer mit einzelnen Bäumen besetzten Sandfläche; der Strom wurde immer breiter und links von uns sahen wir einen Meerbusen, hinter dem wir die Wellen des Meeres erblickten. Was wir also für einen Fluß gehalten hatten, war eine Meerenge, die vielleicht zehn Meilen Länge haben konnte.

In diese Meerenge ergoß sich ein kleiner Strom, vor dessen Mündung wir uns befanden. Der Capitain befahl, hier zu halten und mir wurde der Auftrag, mit sechs Mann die höchste Klippe zu ersteigen, um die Gegend, die uns rechts lag, zu übersehen. Aber wer mögte mein Staunen beschreiben, da ich diese Klippe erreicht und nun jenseits des niedrigern Gebirgskamms einen Meerbusen — und am Ufer das Wrack eines ziemlich großen Schiffes erblickte! Ich hatte nicht erst nöthig, einem meiner Begleiter zu befehlen, den übrigen, die bei dem Floß waren, diese Nachricht zu bringen; jeder wollte der freudebringende Bote sein. Während jene herbei eilten, blickte ich in der Gegend umher; eine leichte Rauchsäule stieg über dem Gebüsch in die Höhe und deutlich bemerkte ich eine, an einer Felsenwand liegende Hütte. Hoffnungs- und freudenvoll zeigte ich dies dem Capitain — und unser Entschluß, jener Hütte zuzueilen, war im ersten Augenblick gefaßt und ausgeführt. Schon von weitem riefen wir. Auf unsern Ruf traten zwei Männer in zerrissener, europäischer Kleidung aus der Hütte; sie schienen bei unserm Anblick so vergnügt, wie wir bei dem ihrigen; mit der zuvorkommendsten

Vertraulichkeit traten sie uns entgegen und fragten in holländischer Sprache, wer wir wären? — „Unglückliche Gescheiterte!" gab der Capitain zur Antwort. — „Dann seid ihr, was wir seit einem Jahre sind," erwiederte der Eine, ein ältlicher Mann. „Mein Schiff hat eben das Schicksal gehabt; ich habe den größten Theil meiner Mannschaft in den Wellen sterben gesehen; nur wenige retteten sich — und von diesen wenigen leben wir Beide noch. Doch — davon in der Folge. Tretet in meine Hütte."

Ein Erbieten, das wir neunzehn Mann mit Dank annahmen — die übrigen vier von unserer Bemannung waren bei dem Floß geblieben. Der Holländer — sein Name war Blieth — empfing uns als Freunde; sein Gefährte mußte gleich Essen und frisches Wasser besorgen und kaum hatten wir Blieth gesagt, daß noch Vier der unsrigen bei dem Floß wären, als er seinen Gefährten schon mit dem Auftrage dahin schickte, das Floß um die Felsen herum in diesen sichern Hafen zu bringen. Ein Befehl, der nach kaum einer Stunde Zeit ausgeführt war. —

Und wohin hatten uns Sturm und Wellen geworfen? — Eine Frage, die freilich wichtig

war, die uns aber Niemand beantwortete. Wir selbst hatten bei dem Schiffbruche unsere Messungsinstrumente theils verloren, theils waren sie verdorben; der Holländer Blieth verstand von dieser höhern Kunst zu wenig, ob er gleich die nöthigen Instrumente die Höhe aufzunehmen hatte. Dies letztere gereichte uns zur Freude. Wir Officiere besahen die Instrumente; wir fanden sie im besten Stande; und so erfuhren wir denn bald, daß uns der Sturm fast sechs Grade weit nach Norden geworfen hatte, denn wir befanden uns unter dem zwölften Grade südlicher Breite. Auf unser weiteres Befragen sagte uns Blieth, daß er einige Reisen weit in das Land gemacht, aber keine Spur von Einwohnern entdeckt habe, und daß er beinahe überzeugt gewesen, daß das Land unbewohnt sei, bis er endlich vor einigen Monaten durch den Besuch eines Verirrten auf andere Gedanken gekommen sei. — „War denn dieser ein Wilder? fragte Groux. — Blieth versicherte das Gegentheil und äußerte, daß er den Mann für einen Türken, seiner Kleidung nach halten müsse, ob er gleich die Sprache nicht verstanden habe. Groux untersuchte jetzt die Seekarten, deren der Capitain

Blieth mehrere hatte und da ergab es sich denn, daß wir auf der nord-westlichen Küste der afrikanischen Insel Madagaskar uns befanden. Auffallend blieb uns die Bezeichnung jenes Bewohners, der Blieth besucht hatte, und dann verschwunden war. Mehrere Tage, ja Wochen, mögte ich sagen, waren wir auf der Insel gewesen; in allen Richtungen hatten wir einen beträchtlichen Theil durchstreift, überall fanden wir Beweise der größesten und üppigsten Ergiebigkeit des Bodens; nirgends aber die mindeste Spur, daß außer uns Bewohner sich fanden. Eine Entdeckung, die uns glauben machte, als wären wir die ersten Europäer, die dies Land im Besitz nähmen. Eine große Steintafel wurde aufgerichtet; unser aller Namen wurden eingehauen und die ganze Insel für die Krone Frankreich in Besitz genommen. Wir wußten nicht, daß wir grade den unbewohnten Theil dieser großen Insel inne hatten — wir wußten eben so wenig, daß die Portugiesen und Holländer uns längst schon in den südlichen, noch weit fruchtbarern Theilen zuvor gekommen waren.

Mehrere Wochen hatten wir mit den beiden Holländern, als mit den besten Freunden gelebt; wir hatten mit einander gearbeitet und

ich erinnere mich auch nicht des unbedeutensten Zwistes, als unser Capitain zuerst den Wunsch äußerte, das Land zu verlassen. Schon einige Tage hatte er mit der genauesten Aufmerksamkeit das Schiff besehen — oft hatte er mit dem Schiffszimmermann über die Instandsetzung des Wracks gesprochen und dieser versicherte, das Schiff zu einer sichern Abfahrt herstellen zu können. Es war dies um so leichter, da die Holländer sehr viel von den nöthigen Sachen in einem guten Stande aufbewahrt hatten. Unsers Capitains Vorschlag war daher uns allen sehr lieb; alles arbeitete mit ausgezeichneter Thätigkeit, den emsigen Ameisen gleich und noch war kein Monat verflossen, als unser Schiff schon im segelfertigen Stande war. Aber: wohin nun? — dies war die wichtige Frage, die wir erst beantworten mußten, ehe wir die Reise antraten. Nach unserm Vaterlande war der Weg zu weit; es fehlte uns überdem an Vorräthe, um diese Bedürfnisse einer so weiten Reise bestreiten zu können. Die Vorstellung, eine so weite Reise gemacht zu haben, ohne irgend eine der Absichten, um deretwillen sie unternommen war, erreicht zu haben, kam dazu; und so folgten wir dem Rathe des Capitains Blieth,

eine Reise nach dem ungleich näher liegenden, und noch nicht sehr häufig von den Europäern besuchten Ostindien zu wagen. Und wirklich leuchteten uns Blieths Gründe ein. Am folgenden Tage beladeten wir das Schiff mit allem, was zu diesem Unternehmen nöthig war, die Seecharten wurden fleißig zu Rathe gezogen — der Wind, wie das Wetter waren günstig und schon am ersten Mittage schwand die große Insel Madagaskar ganz aus unserm Gesicht; wir sahen nichts als die große, unermeßliche Meeresfläche unter uns — den heitersten, blauen Himmel über uns. Besonders wurde dies der Fall, da wir die vielen kleinern, nördlich von Madagaskar liegenden Inseln hinter uns hatten. Nur an einigen derselben landeten wir; wir fanden sie fast alle unbewohnt. —

Capitain Blieth, der nach seinem Vorgeben das Meer in hiesiger Gegend genau kannte, und dem Groux gern die Leitung des Schiffes überließ, ließ nun nordöstlich halten, um jener großen Menge Inseln, die unter dem Namen der Maldiven bekannt sind, nicht zu nahe zu kommen; er beschrieb das Fahrwasser zwischen diesen Inseln zu gefährlich — und schilderte überdies den Character der Bewohner von

einer Seite, die uns nicht geneigt machen konnte, mit ihnen in näheres Verhältniß zu kommen.

Die immer zunehmende Hitze abgerechnet — denn wir näherten uns mit jeder Meile der Linie — war unsere Reise von allen Gefahren frei. Ein günstiger Südwest trieb unser Schiff pfeilschnell fort; selbst während der Nacht konnten wir unsere Reise dreist fortsetzen, da der helle Mondschein uns Licht genug gab, jede Gefahr zu erkennen. Wir hatten jetzt grade die Zeit des Vollmonds; eine Zeit, die freilich den Schiffern noch angenehmer sein würde, wäre sie nur nicht am Ende mit so starken Stürmen begleitet. Dies Schicksal traf uns auch am fünften Abend unserer Fahrt; der Mond, der erst gegen Mitternacht aufging, erschien uns diesmal in einem auffallenden Lichte; er ging aus einem Wolkendamme auf, dessen Rand uns feurig und hellkupferfarbig erschien. Fest hatte dieser Wolkendamm im fernen Osten bisher gestanden; jetzt hob sich der abnehmende Mond über ihn; aber die Wolken folgten; in wunderbaren Formen stiegen sie — des Mondes Licht schwand, und ein fernes, weit hörbares Brausen, ein dumpfer Donner, leuchtende Blitze und die höher gehende See, verkündigten einen Sturm,

der auch nach wenig Minuten sich einstellte. In kurzer Zeit schwand jeder Stern — schwarz wie ein Leichentuch breitete sich der Himmel über uns aus und Regengüsse stürzten herab. Fast in eben dem Augenblick wendete sich der Wind — er kam uns gerade entgegen, warf das Schiff in eine ganz andere Richtung und trieb es, da wir keinen Widerstand leisten konnte, wie eine leichte Feder vor sich hin. Kaum hatten wir — so geschwind ging dies alles vor — Zeit die Segel einzuziehen. Und so trieb denn der unbehülfliche Rumpf des segellosen Schiffes, das der Capitain, ob er gleich das Steuer nicht aus den Händen ließ, nicht mehr lenken konnte, dahin, wohin Sturm und Welle es haben wollten. Mag es auf der einen Seite immer wahr sein, daß der, der schon ein Unglück erlebte, in einem zweiten Schlage dieser Art mehr Besonnenheit behält, als der, den die Gefahr zum ersten Male trifft; so bleibt es doch auf der andern Seite auch ausgemacht, daß Unbekanntschaft mit der eigentlichen Größe der Gefahr oft muthig und entschlossen machte. Bei unserm Schiffsvolke zeigte sich dies. Alle hatten Sturm und Schiffbruch erlebt; — alle kannten die Schrecken eines Orkans aus eige=

ner Erfahrung — alle wußten wie oft von einer sonst unbedeutend scheinenden Kleinigkeit der völlige Untergang eines unglücklichen Schiffes abhängt — die Erfahrung hatte sie belehrt; aber auch scheu und verzagt gemacht. Mit mir selbst war es der Fall; ich war ungleich angstvoller als in jenem ersten Sturme; meine Furcht hatte selbst auf meinen Körper Einfluß; ich zitterte wie ein Fieberkranker und kaum konnte ich mich aufrecht erhalten. Ich will nicht bestimmen, welches von beiden Ursach oder Folge war. Und so wie es mir ging, ging es mehrern unserer Bemannung — schon der Gedanke, durch angestrengte Thätigkeit nichts ausrichten zu können — mußte sie muthlos machen.

Schwankend und einer Ohnmacht nahe, warf ich mich, da jedes Commando doch fruchtlos war, neben dem Maste auf einen Haufen Kräuter und Wurzeln — die wir als Proviant von Madagaskar mitgenommen hatten. Zwei von unsern Landsleuten knieten neben mir, um mich zu unterstützen und mir treuherzig Muth einzusprechen. Da mit einem Male geschah ein furchtbarer Schlag, der das Heulen des Sturmes, das Brüllen der Wogen übertönte — ein plötzliches, starkes Licht umgab mich — meine

Augen waren mit einem Male wie geblendet; meine Vorstellungen und Gedanken verließen mich; Todesfinsterniß umfloß mich — ich hörte auf mich meiner bewußt zu sein. Wie aus einem furchtbaren Traume erwachte ich. Wohlthuende Wärme drang durch meinen Körper, ein neues Leben quoll in mir auf — ich öffne meine Augen — ich finde mich auf einem feuchten, aber festen Sandboden; einer jener beiden hülfreichen Landsleute, hält mein mattes Haupt in seinen Armen — hell leuchtend und erquickend, erwärmend steht die Sonne am heitern Himmel — vor mir treiben die Trümmer des Schiffes, ein Spielwerk der immer noch brausenden Wellen. — „Wo bin ich denn, Pierre?" fragte ich, mich mit Mühe sammelnd. — „Das mag Gott wissen! war die Antwort, die der gute Mensch mir unter Thränen gab. — „Und die Uebrigen, und dein Bruder?" — „Gott mag es wissen, wohin sie mit dem brennenden Wrack geriethen! Ich hoffe, sie haben sich geborgen. Hinter uns liegt Land." — Ich sah mich um — eine lange, felsigte und buschreiche Küste zog sich hinter uns hin. — „Aber wie bin ich denn gerettet? dunkel erinnere ich mich eines schrecklichen Blizzes." — „Ganz recht. Der Strahl lief am Mast=

baume herab, zerschlug diesen, wandte sich dann auf die Seite, zersplitterte die Wand und das ganze Schiff stand in Flammen.“ — „Davon weiß ich ja gar nichts! Wie bin ich denn hieher gekommen?“ — „Der Blitz hatte eine große Planke abgelöset — ich setzte sie auf diese, schwang mich zu ihnen, und so rettete Gott uns Beide.“ — War es eine Folge des Schreckens oder der Freude, daß ich von meiner frühern Kraftlosigkeit nichts mehr fühlte? Ich konnte aufstehen — ich fühlte mich neu belebt — ich empfand, was ich seit dem ganzen Sturme nicht empfunden hatte, einen starken Hunger, den ich zur Stelle mit einer ziemlich starken Anzahl aufgefundener Austern stillte. Ich darf es wohl nicht erwähnen, daß jetzt in diesem ersten Augenblick nur zwei Empfindungen in meiner Seele herrschend waren: Freude, mich gerettet zu sehen — Dank gegen den trefflichen Seesoldaten, der mit Gefahr seines eigenen Lebens mich dem Tode in den Flammen — oder in den Wellen entriß. Wie schwand unter uns Beiden die Hülse des äußerlichen Verhältnisses! ich als erster Lieutenant des Schiffes, sah nicht mehr den, mir und meinen Befehlen untergeordneten Seesoldaten — ich sah nur den Freund, den Ret=

ter meines Lebens. Unter dankbaren Thränen der Freude schloß ich den Freund in meine Arme; der edle Mensch in seiner elenden Schiffskleidung verdiente es.

Die Küste, die wir vor uns sahen, war kaum drei bis vierhundert Schritte entfernt — der auf diesem Zwischenraume liegende Schaum bewies, daß der Weg zu der Küste selbst trokken, und nur bei Stürmen und hoch gehender See dem Ueberspühlen der Wellen ausgesetzt sei. Leicht wurde uns der Weg dahin, denn der Schaum reichte kaum an die Knie. Mehrere Stücke schwarz gebranntes Holz von unserm brennenden Schiffe lagen hier; auch fanden wir ein Segel, das bis zur Hälfte noch unversehrt von der Flamme war. Pierre schleppte es mühsam ans Land, um wie er sagte, eine Zelt daraus zu machen, das uns Schutz gegen die brennende Sonnengluth geben könne. Wir erstiegen das hohe Ufer. Trauriger Anblick! die Trümmer hatten sich unter uns zusammen getrieben; noch trauriger war der Anblick von sechs Leichnamen, unter denen wir den gewiß guten Capitain Blieth, an seiner Kleidung erkannten. Sein Gesicht war blutig; vielleicht war er von einem herabgefallnen Balken erschla=

gen. Gedankenvoll — denn dieser Anblick hatte meine frühere Freude um ein Großes gemildert — saß ich auf dem höhern Vorsprunge des Ufers; mit beklommender Angst bemerkte ich, wie Pierre die Leichen aufmerksamer durchsah; ich fürchtete immer, er werde seinen Bruder finden — aber wie freuete ich mich in seiner Seele, da er mir zurief: Gottlob, George ist nicht unter ihnen!" — Daß er jetzt aus den Taschen der Entseelten das nahm, was uns in unserer Einöde nützlich werden konnte — daß er Blieths Seitengewehr abhing, daß er Messer und Feuerzeug nahm — das wird hoffentlich Niemand unrecht finden. Was konnten diese, uns so unentbehrlichen Sachen den Todten helfen? — Nach wenigen Minuten, die wir damit hinbrachten über die Richtung unsers Weges uns zu berathen, gingen wir, jeder mit einem starken Knüttel bewaffnet, auf dem sanft abdachenden, und nur selten von einzelnen Felsen überragten Sandboden hin. Der Weg war schön — Fächerpalmen mit ungeheuern Blättern und Pisangbäume beschatteten ihn. Pierre war und blieb heiterer als ich. Ich beneidete ihn, da er vor mir hergehend ein vaterländisches Volksliedchen trällerte. Jetzt wandte er sich zu

mir, eine schöne Meerkokosnuß mir entgegen reichend. — „Verhungern werden wir nicht!" sagte er. „Sehen sie die herrliche Frucht!" — Er reichte sie mir. — Und dort sehe ich Braten! Sehen sie den Haufen wilder Hühner?" — Er zeigte mir diese, die wenig Scheu blicken ließen. Freilich für Jemand, der vielleicht nicht weiter als auf die Befriedigung so nahe liegender Bedürfnisse sieht; ein großes Glück. Mir fiel der Gedanke ein: Wie — wenn die Insel unbewohnt wäre — wie, wenn du dein übriges Leben hier zubringen müßtest! Wie ein Stein lag diese Vorstellung auf meiner Seele; meine freudige Stimmung über meine Rettung war geschwunden; finsterer Unmuth, bange Besorgnisse traten an ihre Stelle. Gedankenvoll blickte ich vor mir nieder und gewahre mehrerer Fußstapfen von Menschen in dem feuchten Sande. Ich würde diese für Fußstapfen Wilder gehalten haben, hätten sie nicht durch ihre Form gezeigt, daß sie von bekleideten Füßen herrührten. Ich machte meinen Begleiter aufmerksam. „O Gottlob!" rief er. „Da sind gewiß mehrere der Unsrigen gerettet! Wir werden sie schon finden! — Wir folgten der, noch einige hundert Schritte sichtbaren Spur, bis sie sich auf einen Rasenbo-

den verlor. Pierre, ein äußerst gewandter Mensch, bestieg in größester Geschwindigkeit einen der höhern Bäume — neugierig erwartete ich, was er sagen werde, als er rief: „Dort sehe ich Rauch aufsteigen. Wenn wir nicht zu langsam gehen, kommen wir noch zu rechter Zeit zu Tische!" — Mit diesen Worten schlüpfte er an dem Stamme herunter; wir blieben in der Richtung und fanden theils bald die Fußtapfen wieder — bald gewahrten wir den Rauch, der über die Gipfel der Bäume sich erhob. Nur wenige Minuten gebrauchten wir noch, um uns im Kreise von sechs der Unsrigen zu finden, die nahe an einem Quell mit der Zubereitung eines Mahles beschäftigt waren. Unsere Freude war groß; besonders mußte dies der Fall bei Pierre sein, da er seinen Bruder wiederfand. — Wir waren nun unser Acht — waren wir gleich wenig bewaffnet; — denn außer Blicths Seitengewehr hatten wir keine eigentliche Waffe aufzuweisen — so waren wir doch weit eher im Stande, uns fortzuhelfen, mogte unser Loos auch sein wie es wollte. Ich kann hier die Geschichte mehrerer Tage übergehen. Wir wandten diese Zeit an das Land kennen zu lernen und uns mit den Hülfsmitteln, die es uns bot,

bekannt zu machen. Das ganze Land war eine Insel, die von mehreren andern durch schmale Meerengen getrennt war. Der Boden war fruchtbar; die Waldung gut bestanden — viele fruchttragende Bäume zeigten sich; eine große Anzahl wilder Hühner liefen und flogen um uns her, die Ufer hatten viel Austern; die Meerenge wimmelte von Fischen und wenn auch hier und da eine giftigscheinende Schlange sich blicken ließ, oder die Moskitos und andere lästige Insecten zu Tausenden uns umschwärmten, oder die Sonne sengend über unsern Köpfen stand — so waren doch gewiß alle diese Unbequemlichkeiten nicht gegen die Vortheile in Anschlag zu bringen, die uns unser Aufenthalt so milde anbot. Eine Hütte von Strauchwerk mit ungeheuren Blättern der Fächerpalme gedeckt, stand bald erbaut da — zur Waffe wählte jeder eine Art Lanze, die wir aus hartem Holze schnitten. Freilich waren alle diese Anstalten nur auf den Aufenthalt auf diesem, uns völlig unbekannten Theil der Erde berechnet; ihn zu verlassen; oder auch nur auf eine der benachbarten Inseln zu gelangen — dazu fehlte es uns an allem. Wir waren nicht im Stande einen, zu einem Flosse tauglichen Baum zu fällen; und — was

würde uns dies auch geholfen haben, da wir auf einer andern Insel vielleicht das nicht ein Mal fanden, was sich uns hier so verschwenderisch zeigte. Ich gestehe es recht gern — ich fühlte mich bei diesen Vorstellungen sehr unglücklich; der Gedanke, hier vielleicht mein ganzes übriges Leben hinbringen zu müssen, raubte mir alle Ruhe. Wachend lag ich da, wenn die Uebrigen schliefen — mein Lager floh der erquickende Schlummer.

Es mogte die sechste Nacht sein, die ich wie gewöhnlich schlaflos durchwachte, als mir ein sonderbares Geräusch in die Ohren fiel. Es war ein Schleichen mehrerer sich Nahenden — ich glaubte das Flüstern der sich Nahenden zu vernehmen — ich hörte wie man Waffen an einander stieß — wie man Gebüsch auseinder bog — wie die Zweige rasselten. Behutsam richtete ich mich auf — ich bog einige Reiser der Hüttenwand auseinander um mich umsehen zu können und stieß in dem Augenblick auf einen Fremden, der vielleicht noch erschrockner war als ich, denn er schrie laut auf — sein Aufschreien wurde von mehreren gräßlichen Stimmen beantwortet. —

Ich rief meinen Gefährten — sie fuhren

auf — sie fragten — ich mache sie mit der Erscheinung bekannt — alle griffen zu ihren Lanzen und alle waren bereit dem Feinde mit entschlossenem Muthe entgegen zu gehen. Wir brachen aus der Hütte — wir fanden ohngefähr zwanzig starke, schwarze, fast ganz nackte Kerls, die wir anriefen und sogleich auf sie eindrangen. Einer von ihnen stürzte von einem Lanzenstich nieder — die andern flohen in wilder Unordnung und unter einem gräßlichem Geschrei. Es war kurz vor Anbruch der Morgendämmerung als wir dies Abentheuer hatten.

Versichern darf ich wohl nicht erst, daß dies Alles uns in die größeste Unruhe versetzen mußte. Wir betrachteten den Getödteten — einen starken, schwarzen Kerl, der einen Schurz von Blättern und Federn und einen ähnlichen Kopfputz trug; übrigens aber ganz nackt war. Seine neben ihm liegenden Waffen bestanden in einer Lanze, den unsrigen ähnlich und in einem Bogen. Wir hatten es also mit einer Art von Kriegern zu thun, denen wir — hätten wir Pulver und Gewehr gehabt, wohl Furcht hätten einflößen können. Aber in unserer jetzigen wehrlosen Lage? Bei unserer geringen Anzahl? — Traurige Aussicht! Nichts blieb uns als der

Entschluß uns bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen und dann ehrenvoll zu fallen.

Mehrere Stunden vergingen. Keiner der Feinde ließ sich blicken und wir glaubten schon, daß jene Wilden — denn dafür mußten wir sie halten — ihre Rache bis auf die kommende Nacht verschieben würden. Unser jetziger Aufenthalt sicherte uns freilich gegen die sengenden Sonnenstrahlen, aber nicht gegen den Angriff eines Feindes, wir beschlossen einen bessern, sicherern und leichter zu vertheidigenden Ort zu suchen, und nahmen unsern Weg nach einer Felsenreihe — die in der Ferne über ein niedriges Gebüsch hervorragte. Mit Behutsamkeit und Vorsicht gingen wir den Weg, der uns durch jenes Gesträuch führte. — Wir glaubten uns schon ganz sicher — da mit einem Male standen an zwanzig dieser uns unbekannten Feinde vor uns. Sie waren vielleicht erschrockner als wir; allein diese Ansicht — gesetzt auch, sie wäre gegründet gewesen — hätte uns wenig Beruhigung gewähren können; denn wir sahen zu unserm größesten Schrecken, wie auf einer Waldblöße ein noch ungleich größerer Haufen eben solcher Schwarzen lag, der bei unserer Annäherung aufstand und mit wildem Geschrei

auf uns eindrang. Was würden wir hier ausgerichtet haben, hätten wir unser gewöhnliches Gewehr — hätten wir Pulver und Blei gehabt!

Ich erinnerte mich, gelesen zu haben, daß ein abgebrochner, grüner Zweig bei wilden Völkern ein Friedenszeichen, ein Beweis eines einzugehenden Bündnisses sei — ich eilte um so mehr dies Mittel zu unserer Rettung zu versuchen, da ich aus den wilden Mienen, aus dem gräßlichen, einem Geheul ähnlichen Geschrei und aus dem Getöse, das mehrere Hunderte mit ihren Waffen machten, mit Recht schließen zu können glaubte, daß unsere Feinde nicht lange mit ihrer blutdürstigen Rache säumen würden.

Meine Ansicht täuschte mich nicht. Die Bewohner erblickten kaum den Zweig, den ich ihnen entgegen trug, als jenes Geheul mit einem Mal verstummte und einem leisen Gemurmel wich. Jener drohende, wilde Blick schien eben so zu schwinden, wie das Getöse, das die Lanzen früher verursachten. Aus dem größten Haufen trat ein ausgezeichnet geschmückter Krieger hervor; ein Anderer reichte ihm einen Zweig — jener trat mir näher — wir vertauschten die Zweige, während der Geschmückte eine kurze Rede an mich hielt, von der ich natürlich keine

Silbe verstand. Auffallend war mir, daß er sich während dieser Rede einige Male an den größern Haufen wandte und dieser dann einige kurze Worte mehr heulte als sprach. Erwartungsvoll wie das Ganze sich enden werde, standen wir da; ich besonders schien der Gegenstand der Aufmerksamkeit der Feinde zu sein — als der Haufen sich um uns herzog, uns in die Mitte nahm und durch Zeichen zu verstehen gab, daß wir folgen sollten. An eine Weigerung war nicht zu denken; wir gingen daher mit, hatten aber die Vorsicht uns fest geschlossen zusammen zu halten. Neben mir ging jener Anführer — so nenne ich den Geschmückten, der einen höhern Posten zu haben schien. Es fiel mir auf, daß er mit begierigen Blicken auf den Säbel sah, den ich immer noch in Händen trug. Nach einiger Zeit gab er durch Zeichen zu verstehen, daß er ihn zu haben wünsche; ein Anliegen, dem ich natürlich nicht willfahrte. — Meinen Begleiter schien meine Weigerung zu verdrießen — seine Miene bewies dies — indessen er machte nicht den geringsten Versuch Gewalt zu gebrauchen. Unser Weg, der mehrere Stunden dauerte, führte uns bald durch Gebüsche, bald über Sandebenen, bald durch einzelne Felsenschlüfte

an der Meerenge hin, bis wir einen Rasenplatz erreichten, auf dem wir mehrere Hütten — und mehrere Weiber und Kinder fanden. Alle kamen uns mit großer Neugierde entgegen, aber Niemand schien eigentlich feindliche Absichten zu verrathen; alle blickten mit unverkennbarer Achtung auf jenen Geschmückten; der uns einen Rasenplatz unter Palmenbäumen zu unserer Ruhe anwies. Weiber und Kinder brachten uns Früchte und frisches Wasser in großen Cokosschalen. Welche Früchte dies sein mogten, konnten wir damals nicht wissen; genug war es, daß sie uns trefflich labten, ob es uns gleich auffiel, daß keiner unserer Feinde davon aß. Die Wirkung blieb nicht lange aus; eine Müdigkeit überfiel uns, wie wir sie noch nie empfunden hatten und einer nach dem andern sank in einen tiefen Schlummer, dessen sich keiner erwehren konnte. Ich erinnere mich nie so sanft geschlafen zu haben. Wie lange dieser Schlummer gedauert haben mag, weiß ich nicht; nur das weiß ich, das Erwachen war schrecklich. Ich fühlte, daß ich gebunden war — ich sah auf meine Gefährten — sie hatten ein gleiches Schicksal — ihre Hände waren wie die Meinigen auf den Rücken gebunden und zwar mit Stricken,

die aus einer Art Baumbast verfertigt zu sein schienen. Mein Säbel war verschwunden, wie die Lanzen meiner Unglücksgenossen. In einem Kreise standen unsere Feinde um uns her; mein Säbel war in den Händen jenes Anführers, der ihn mit großer Freude betrachtete und den Andern, die um ihm standen, zeigte. Ich war vor Schrecken ganz außer mir; kaum konnte ich diejenigen meiner Freunde, die noch schliefen, wecken — ihnen alle war zu Muthe wie mir, und Todesangst und Verzweiflung standen auf Aller Gesicht.

Unsere Feinde schienen auf unser Erwachen gewartet zu haben; sie näherten sich uns; aber jetzt benahmen sie sich ganz anders als früher. Von jener uns vorhin bewiesenen Güte war keine Spur mehr zu sehen; durch Stöße, Tritte und Schläge wurden wir gezwungen aufzustehen; kaum hatte man soviel Menschlichkeit unsern brennenden Durst mit Wasser zu stillen. Die Zahl unserer Feinde schien sich vermehrt zu haben; eine gewisse Ordnung schien unter ihnen zu herrschen und Alle schienen jenem Anführer zu gehorchen, da er mit meinem Säbel geschmückt vor dem Haufen hinzog, der uns nun weiter führte. Unser einziger Trost war, man ließ uns zusammen. Wir hätten mit ein=

ander sprechen können, hätten nicht Schrecken, Furcht und Blick auf die Zukunft uns Gefühl und Sprache geraubt. Stumm schlichen wir, wie Verbrecher, die zum Tode geführt werden, in dem furchtbaren Kreise unserer Bestimmung entgegen. Gleich Anfangs wich unser Weg von dem Meere ab; wir gingen tiefer in das Innere des Landes, das sich fast jeden Augenblick in einer andern Gestalt uns zeigte. Aber welch ein angreifender, ermüdender Weg! Fast senkrecht stand die Sonne über uns — der Schweiß floß an uns hinab und millionen Mücken und Moskiten fielen über uns her, und wir armen Gefesselten konnten uns ihrer entzündenden Stiche nicht erwehren. Oft sanken wir nieder — aber dann halfen uns die Stöße unserer Begleiter wieder auf. Unser hartes Unglück schien keinen der Gefühllosen zu rühren. — Die Sonne sank tiefer — die glühende Hitze aber milderte sich nicht — als ich in der Ferne einen leichten Rauch bemerkte, der über ein nahes Gebüsch aufstieg; ich machte einen mir nahe gehenden Gefährten aufmerksam darauf. Wir näherten uns der Gegend, aus der er aufstieg — die Wege dahin schienen gangbarer, schienen betretener zu sein, als der, den

wir zurückgelegt hatten. Jenes Gebüsch schien uns Erleichterung zu gewähren; wir hofften auf kühlere, erquickendere Luft — aber wie hatten wir uns getäuscht! die Hitze war hier fast zum Ersticken — die dumpfe, von keinem Zuge bewegte Luft nahm uns fast den Athem und bei jedem Tritte, den wir thaten, erhob sich ein neuer Schwarm hungriger Moskiten. Und gerade in diesem Gebüsch wurde uns der Ort zu unserer Ruhe angewiesen. Unsere Begleiter setzten sich nieder — sie gaben uns ein Zeichen uns niederzulegen und hatten, was wir kaum erwarteten, die Menschlichkeit uns unserer Bande zu entledigen. Eine Kleinigkeit — wird mancher sagen; aber für uns war diese Menschlichkeit von großem Werthe; sie weckte in uns Hoffnung und diese mildert ja jedes Unglück. Unten in dem Gebüsch rieselte ein kleiner Fluß. Wir bemerkten, daß mehrere der Schwarzen sich badeten. Auch wir thaten dies und fühlten uns erquickt durch das stärkende Bad. — Wir konnten nun mehr über unser Loos mit einander sprechen — denn unsere Begleiter achteten hier ungleich weniger auf uns als früher — fast alle legten sich zum Schlummer nieder und deckten sich mit breiten Blät=

tern, die sie von den Palmen brachen. Wir folgten ihrem Beispiele — Schlummer ergoß sich über uns Ermüdete und machte, daß wir alles Leid vergaßen. Am Morgen erwachten wir — welche Veränderung! Von unsern bisherigen, schwarzen, nackten Begleitern waren kaum noch zehn bis zwölf gegenwärtig — an ihrer Stelle standen mehr als hundert, in leichte Leinwand bekleidete, mit europäischen Waffen ausgerüstete, olivenfarbige Krieger mit starken Bärten. Vor ihnen standen vier, in Seide gekleidete Männer mit kostbaren Waffen und vor diesen stand in der kriechend demüthigsten Stellung unser bisheriger Führer und zeigte jenen den mir abgenommenen Säbel. Mir erschien das Ganze wie ein Traumbild — ich würde nie an Wirklichkeit gedacht haben, wäre nicht einer dieser Reichgekleideten mir näher getreten und hätte er mich nicht angeredet. Leider verstand ich kein Wort davon. Unwillig wandte er sich zu meinen Gefährten, von denen ihn eben so wenig Jemand verstand. — Unsre neuen Führer nahmen uns in Empfang; sie behandelten uns freilich menschlicher, als unsere erstern Begleiter; aber ein gewisser Stolz leuchtete aus allem hervor. Gebunden wurde Niemand; wir gin=

gen frei in ihrer Mitte. Der geebnete Weg im Gebüsch zog sich schnurgrade fort — das Gesträuch schwand — eine bebauete Ebene breitete sich vor uns aus — in weiterer Ferne zeigte sich eine Stadt, aus deren, mit breiten Blättern gedeckten Häusermasse einige Palläste sich erhoben. Auf der Fläche erblickten wir mehrere mit Ackerarbeit beschäftigte Menschen, denen wir es aber auf den ersten Blick ansahen, daß sie Sclaven waren; die Kette an ihren Füßen — der sie beobachtende und zur Arbeit treibende Führer bewiesen die Richtigkeit unserer Ansicht. Daß uns bei diesem Anblick bangte — daß wir das Harte, das drückende unserer Zukunft fühlten — darf ich wohl kaum erst sagen. — Neugierig blickten die Aufseher wie die arbeitenden Sclaven auf unsern Zug; einige der Erstern näherten sich unsern Führern; sie schienen sich nach uns zu erkundigen. Aber auffallend war mir, daß sie keiner Antwort gewürdigt wurden.

Wir näherten uns der Stadt, die von einer nicht sehr starken und festen Mauer eingeschlossen war. Auf einer ziemlich langen Straße, zwischen niedrigen, einstöckigen und mit trocknen Blättern gedeckten, aber von außen betrachtet, sehr reinlichen Häusern, gingen wir fort.

Mehrere Menschen begegneten uns; unter diesen waren viele gefesselte Sclaven, deren manche europäische Gesichtsbildung und Farbe hatten. In einer Entfernung zeigte sich ein großes, ungleich prächtigeres Haus, umgeben mit kleinern, aber fest gebauten Wohnungen, die im Bezirk einer Mauer lagen, deren Thor mit Soldaten besetzt war, die ich für eine Art türkisches Militair hielt. Unsere Ankunft mogte eben nicht zu ganz ungewöhnlichen Seltenheiten gehören, denn es schien nicht, als erregten wir Aufmerksamkeit. Unsere bisherigen Begleiter blieben hier zurück. — Andere nahmen uns auf und führten uns nach einem niedrigen, aber thurmähnlichen Gebäude, vor dem wir in der glühenden Sonnenhitze gewiß einige Stunden schmachten mußten, ehe die Pforte von innen geöffnet sich aufthat. Wir traten ein — dicke Finsterniß umgaben uns — unsere Begleiter blieben zurück — die Pforte wurde hinter uns zugeworfen. — Freilich war es für uns, von der Sonnengluth Erschöpften, eine Erquickung diesen kühlen Aufenthalt zu finden — hätte nur nicht alles daran erinnert, daß wir entweder Sclaven oder dem Tode geweihete Opfer sein würden. Eins war so schrecklich wie das andere

und zweifelhaft wäre es immer gewesen, welches von beiden zu wählen sei. Mehrere Minuten vergingen, ehe wir die Dunkelheit gewohnt wurden, endlich schimmerte uns so viel Dämmerung, daß wir die Gegenstände unterscheiden konnten. Der Raum, in welchem wir uns befanden war nur wenige Stufen tief — der Fußboden war ein leichter Sand, die Wände bestanden, aus grob behauenen Baumstämmen, die auf einander gelegt waren — übrigens war der Raum hoch und einige Stellen unter dem Dache waren hinreichend, daß wir durch einige Oeffnungen Licht erhielten, das Ganze zu übersehen. Es war am Morgen, als man uns unsern Aufenthalt angewiesen hatte — die Sonne stieg immer höher — unser Aufenthalt blieb immer kühl, immer erquickend. Keiner von uns sprach — jeder war mit den trüben Bildern seiner Zukunft beschäftigt und nur einzelne Seufzer bewiesen wie tief jedes Herz sein trauriges Loos fühlen mußte. Ich lag schlummernd an dem Eingange unsers Kerkers — Träume versetzten mich bald in mein Vaterland, in frühere, glückliche Verhältnisse — bald in das Toben des wüthenden Sturmes — als ich von Jemand

angestoßen aus meinem Schlafe erwachte. Blendendes Sonnenlicht fiel in mein Auge — vor mir lagen meine Unglücksgefährten, sich aus dem Schlummer sammelnd; neben mir standen zwei Männer, deren schwarzer Bart und olivenfarbenes Gesicht sehr gegen die feine, weiße Leinwand, mit der sie bekleidet waren, abstach. — Einer von ihnen redete mich an; ich gab zu verstehen, daß ich ihn nicht verstehe, jetzt ergriff er meine Hand — er zog mich vor, indem er den Uebrigen winkte uns zu folgen. Jener größere Hofraum nahm uns auf. Mehrere, dem Anscheine und der Kleidung nach, Vornehmere standen hier, sie besahen uns genau — dann traten einige Schwarze, mit einem bloßen Schurz Bekleidete vor und führten uns zu einer Art von Bassin, durch welches ein klarer Bach floß — hier gaben sie uns zu verstehen, daß wir uns entkleiden und baden sollten. Dies geschah. Die Schwarzen schoren uns allen die Köpfe ganz kahl; verbrannten das abgeschnittene Haar, rieben uns mit einer nicht unangenehm riechenden, fettigen Salbe ein, legten uns eine hemdartige Kleidung an, aber zugleich einem jeden von uns eine leichte Kette, die vom linken Fuß zu der linken Hand ging. Unsere frühere Uniform

nahmen sie mit sich und so ließen sie uns allein auf dem schönen, von Bäumen beschatteten Platze.

So wußten wir nun woran wir waren. Wir vergrößerten die Anzahl unglücklicher Sclaven, wie wir sie gestern schon gesehen hatten, und wußten nicht einmal, unter welches Volkes harter Sclaverei wir unsere Tage verjammern würden. Nur ein Trost blieb uns — nur eine Hoffnung hielt uns aufrecht: der Gedanke, daß wir zusammen bleiben würden, daß man uns nicht trenne. Freilich — ein elender Trost; aber für uns war er viel werth.

Wir standen noch so bei einander, als jene Schwarzen zurückkamen, um uns nach jenem Hofe zu führen; hier fanden wir mehrere Männer, die uns mit schärfern Blicken musterten. Einer dieser Männer schien vom ausgezeichneten Range zu sein. Seine Kleidung — mehr noch die Ehrfurcht, mit welcher alle Uebrigen ihm begegneten, verriethen dies. In seinem braunen Gesicht lag etwas Großes, etwas Gebietendes, aber auch zugleich eine unverkennbare Güte, die Zutrauen erregte. Wir acht Freunde waren gemustert — aber wie erschracken wir, da das geschah, was wir am meisten fürchteten,

da man uns trennte. Ich fiel einem Manne zu, der mich noch einmal musterte und dann durch einige Schwarze fortführen ließ. Mit Thränen in den Augen blickte ich noch ein Mal auf meine Gefährten, die mir ein lautes Lebewohl nachriefen. Wie ein Trunkener ging ich den Weg zu meiner Bestimmung, die mir jetzt erst schrecklich wurde. Eine jener Wohnungen nahm mich auf — Niemand war darin und ich hatte in meiner Einsamkeit Zeit und Gelegenheit genug das Furchtbare meines Schicksals in seiner ganzen Größe zu fühlen. Bald nachher folgte mir ein andrer Sclave, der wie ich eine leichte Kette trug, mit einigen Früchten, die er mir reichte; hungrig und erschöpft wie ich es war, nahm ich sie an; ich redete den jungen Burschen an — er verstand mich nicht und ich verfiel in meine finstere Schwermuth. Kaum bemerkte ich, daß der Sclave eine Schlafstelle für Mehrere bereitete; ich schloß daraus, daß die Wohnung für Andere meines Gleichen bestimmt sein müsse und hatte mich darin nicht geirrt; denn kaum brach der Abend an, als ein stärkeres Geräusch die Ankunft der Uebrigen andeutete; die Thür wurde geöffnet und ohngefähr zwanzig Unglückliche traten ein — ich

blickte die Ersten derselben sorgfältiger an — ich hoffte einen meiner frühern Gefährten zu finden. Vergebens waren meine Hoffnungen. Unter allen, die hier ihre Früchte, ihren Reiß verzehrten, war keiner meiner Freunde. Von meinen finstern Gedanken fast zur Verzweiflung gebracht, lag ich auf meinem Schilflager, als die Thür noch einmal geöffnet wurde und noch zwei Sclaven eintraten. Ich richtete mich nicht ein Mal auf, ich war zu gleichgültig gegen Tod und Leben. Aber — wie war mir in dem Augenblick, da ich höre, daß Jemand meinen Namen nennt und laut fragte, ob ich hier sei? Kaum hatte mir die unerwartete Freude so viel Kraft gelassen zu antworten und zu sagen, daß der Fragende hierher zu mir kommen solle. Es geschah und wie glücklich mußte ich mich in meinem Unglück fühlen, da der gute Pierre mich unter heißen Thränen und mit Inbrunst an sein Herz drückte. Sprachlos und nichts als unser Glück fühlend, standen wir da. — „Wie kam es, daß du mich — grade mich hier suchtest?“ fragte ich und hatte in meiner Freude vergessen, daß meine übrigen Gefährten es gesehen hatten, wie man mich hierher führte. Pierre sagte es mir. — Aber wo sind die Uebri=

gen?" fragte ich weiter. Pierre konnte dies nicht beantworten. — „Wenn man uns nur nicht wieder trennt; dann will ich mein Loos schon tragen!" sagte Pierre und eben dies war mein Gedanke, mit dem ich mich die ganze Nacht beschäftigte. — Mich floh der Schlummer; Pierre lag neben mir und schnarchte so laut wie die übrigen Mitbewohner unsers Aufenthalts; ich konnte es nicht über mich gewinnen, denn guten Pierre in seinem Schlaf zu stören, so gern ich es auch gesehen hätte, wenn er mit mir die ganze Nacht gesprochen hätte. Er träumte vielleicht von seinem Vaterlande — der Traum führte ihn in die Arme der Seinigen; sollte ich ihm dieses Glück rauben? — Gegen Morgen wachte er auf. — „Du hast gut geschlafen!" sagte ich. — „So? — Ich wollte, ich schliefe noch," antwortete er und sah auf seine Kette. — „Ich habe gar zu schön geträumt; Vater und Mutter habe ich gesprochen." — „Nun — wer weiß, ob der Traum nicht das gewisse Erfüllen hinter sich hat. Ist ja wohl eher mancher, noch ungleich wunderbarerer Traum in Erfüllung gegangen." — „Nun — wenn es des Himmels Wille ist, so geschiehts. Wo nicht — so muß man sich auch zufrieden geben. — Noch

eins, Herr Capitain. — „Den Titel laß hier weg, Pierre; er mögte mehr schaden als nützen. Nenne mich nur: Franz!“ — „Auch das. Noch eins also, lieber Franz, wissen sie wohl, daß wir hier ein Paar Landsleute finden werden?“ — „Hier? Pierre — hier Landsleute?“ — „Wie ich ihnen sage. Ich habe Beide mit einander sprechen gehört.“ — „Wo denn?“ — „Draußen auf dem Platze, grade da sie weggebracht wurden. Es scheint als sei etwas recht Großes aus den Kerls geworden, ob ich ihnen gleich nicht überm Weg traue. Sie sollten nur Beiden ins Gesicht sehen, um mir recht zu geben. Fast glaube ich die Kerls haben ihrem Glauben abgeschworen.“ — „Du beurtheilst sie gewiß falsch. — Wenn ich sie doch erst sähe!“

Unter diesen Gesprächen war es Tag geworden. Ein starkes Klopfen an die Thür weckte die übrigen Sclaven — der ganze Raum wurde lebendig — alles regte sich, alles drängte nach der Thüre, die in eben dem Augenblick geöffnet wurde; wir traten auf den kleinern Platz, auf welchem jenes Wasserbassin stand; einige der Sclaven badeten sich; Pierre war gleich unter ihnen, um Antheil an diesem Bade zu nehmen. Erquickt und neubelebt trat er zu mir

und rieth zu dem Bade, das mir in der That eine herrliche Erquickung gewährte. — „Sehen sie, da steht der Eine von den beiden Landsleuten," — sagte Pierre und zeigte auf unsern Aufseher. — „Ist der dem Galgen nicht entlaufen, so hat noch nie ein Mutterkind darunter gestanden!" — Ich fand Pierres Bemerkung gegründet; verwies ihm aber unbemerkt sein voreiliges Urtheil. Ich näherte mich dem Aufseher — ich redete ihn an — er stellte sich als verstehe er mich nicht; aber dabei goß sich die glühendste Röthe der Beschämung über sein Gesicht. — Soviel sah ich, der Mensch fürchtete mich, aber zugleich sah ich ein, daß ich unklug handeln würde, ließ ich ihn dies merken; ich stand leider in seiner Gewalt und wie sehr konnte er mir dies Uebergewicht fühlen lassen! Aus eben dieser Ansicht untersagte ich Pierre jeden Versuch sich unserm Landsmann zu nähern.

Es war jetzt die Zeit der Reißerndte. Wir Sclaven wurden zu der Arbeit geführt, die diese Erndte nöthig macht und ich kann der Wahrheit nach nicht anders sagen, als daß unsere Arbeiten, die drückendsten nicht waren. Wir sahen viele Freie arbeiten, und wir thaten nicht

mehr als diese. Unsere Aufseher legten sich hinter aufgethürmte Garben und schienen wenig auf unsern Fleiß zu achten. Keiner von ihnen schwang eine Peitsche — sie zeigten was wir thun sollten und so konnte es mir wohl nicht sehr auffallen, wenn die meisten, besonders die ältern Sclaven bei ihrer Arbeit ganz guter Dinge waren; selbst Pierre war dies bald; er sang eine Menge leichter Arien aus seinem Vaterlande und machte dadurch alle die, die mit ihm arbeiteten, noch heiterer. Jene beiden Aufseher, die er mir bemerklich gemacht hatte, schienen besonders auf seine Gesänge zu hören; sie hielten sich fast immer in unserer Nähe auf und es entging mir nicht, daß sie oft in tiefen Gedanken da standen und oft eine Thräne aus ihren Augen wischten. Aber keiner von Beiden ließ auch nur auf das Geringste merken, daß er unsere Sprache verstehe. Gern hätte ich mich ihnen genähert — aber ihr zurückhaltendes Benehmen zügelte meine Begierde.

Einige Monate waren wir hier gewesen; wir waren unser Loos ziemlich gewohnt — hatte ich auch oft eine trübe Stunde, so wußte Pierre sie bald zu verscheuchen — die Reißerndte war

längst vorüber und wir mußten nach dem Walde gehen, theils um Bäume zu fällen, theils um Kokosnüsse zu sammeln. Von unsern sechs andern Freunden hatten wir keinen einzigen gesehen und wir trösteten uns bei dem Schmerz dieser Trennung mit der Ueberzeugung, daß sie es nicht schlimmer hätten als wir. Eines Abends kamen wir von unserm Tagewerke zurück; wir bemerkten in der Stadt einen mehr als gewöhnlichen Auflauf, eine nicht zu erklärende Unruhe. Selbst auf uns hätte man ein wachsameres Auge — man sah — was man nie gethan hatte — unsere Ketten nach; man durchsuchte unsere Wohnung; man verschloß sie mit mehrerer Sorgfalt und vor dem Eingange stellte man mehrere Schwarze mit Lanzen, die von Aufsehern eben so streng beobachtet wurden. Natürlich, daß dies alles meine Besorgniß weckte; ich fürchtete, daß alles darauf abgesehen sei uns entweder zu morden oder in eine andere, vielleicht härtere Sclaverei zu verkaufen. In größester Unruhe brachte ich die ersten Stunden der Nacht hin, auf jedes Geräusch achtend, das außer unserm Gefängniß war. Mitternacht war jetzt nahe als ich ein fernes, schreckliches Gebrüll hörte — ich machte Pierre aufmerksam

darauf — die übrigen Sclaven schienen es weniger zu sein. Immer näher kam der Lärm und je näher er kam, desto mehr Unruhe entstand in der Stadt selbst. Aus unserm Gefängniß konnten wir nirgends hinsehen — wir hörten blos das, was auf dem Platze vor demselben vorging; wir hörten es mit einer Unruhe, die sich mit nichts vergleichen läßt. — Jetzt wurde die Thür unsers Aufenthaltes geöffnet — Bewaffnete traten ein; mit einer Hast und mit einer Gewaltthätigkeit, von der wir noch kein Beispiel gesehen hatten, trieb man uns hinaus und stellte uns zwischen zwei Reihen Bewaffneter. Ich glaubte nichts gewisser, als daß man uns zum Tode führen werde. —

Mit einem Male röthete sich der Himmel; eine Flamme stieg auf; sie vergrößerte sich in einem Augenblick, indem sie die mit trocknen Blättern gedeckten Wohnungen ergriff. Gräßlich war das Hülfsgeschrei der Menschen — aber eben so gräßlich das Toben und der Lärm anderer, die während des Feuers in die Wohnungen drangen, mordeten und plünderten.

Mir war der ganze furchtbare Auftritt unerklärlich. Eben wollte man uns wegführen,

als ich jene beiden, mir von Pierre bemerkbar gemachten Aufseher gewahr wurde; es entging mir nicht, daß sie in außerordentlicher Angst waren; ich trat ihnen näher — ich fragte nach der Ursache dieses Auflaufs. War es die Angst, die sie ihren frühern Plan, sich nicht zu erkennen zu geben, vergessen ließ? — War es Hoffnung, daß Pierre und ich vielleicht am besten in dieser Verlegenheit rathen könnten? — Genug, der Eine vergaß sich in seiner Todesangst und sagte mir in meiner Muttersprache, daß die Siamesen, ein feindliches Räubervolk, die Hauptinsel angefallen und bis hierher vorgedrungen sei. — „Und was wird mit uns geschehen?“ fragte ich. — „Der König befürchtet, daß ihr eure Ketten zerbrechen und euch zu den Feinden schlagen werdet. Ihr werdet daher aus Vorsorge nach einer entfernten Gegend gebracht.“ — Ehe ich — was ich so gern wollte — nähere Nachricht über so vieles erhielt, mußten wir aufbrechen. Mehrere Haufen uns gleicher Unglücksgenossen stießen zu uns und nun mußten wir in größester Eile einer waldigten Gegend zueilen, die sich Abendwärts zeigte. Ohne uns einen Augenblick Ruhe zu gönnen, trieb man uns den ganzen Tag fort und erst gegen Abend

hatten wir den Wald hinter uns und befanden uns in einem Kessel, von Felsen umgeben und an der einen Seite vom Meere bespühlt. Hier, wo Entrinnen eine Unmöglichkeit war, wies man uns den bloßen Sandboden zur Ruhestelle an. —

Scharf bewacht von einer Horde Schwarzer, brachten wir die Nacht hier zu, ohne nur das Geringste an Lebensmitteln zu bekommen. Vergebens suchte ich jenen Aufseher wieder zu finden; er war wie verschwunden. Erst am Morgen wurde ich ihn gewahr. Seine Verlegenheit gab mir Muth ihn anzureden; seine Aengstlichkeit machte ihn offenherziger, als ich hoffen konnte. Ich erfuhr, daß er ein geborner Norman, aus der Stadt Rouen, sei; ich verschwieg ihm, daß ich eben daher gebürtig sei. Nach seiner Aussage war er von Havre de Grace aus, mit einem Boote in einem Sturm verschlagen, sei nach Englands Küsten getrieben, habe hier Dienste genommen und sei in Ostindien von den Bewohnern dieser Insel gefangen. Zugleich nannte er mir seinen Namen. Die ganze Erzählung trug das Gepräge der Lüge; ich ließ dies aber nicht merken; denn ich erin=

nerte mich aus meinen Knabenjahren, daß eine Bande Straßenräuber aufgefangen sei, daß der Name, den ich jetzt hörte, der berüchtigste unter diesen war; daß von dieser Bande einige sich losgebrochen und glücklich entkommen waren. Pierre hatte also ganz recht gehabt, ob ich ihm gleich von dieser neuen Entdeckung nichts sagte.

Wichtiger war es mir, unsern Aufenthalt, unser Verhältniß kennen zu lernen; und so erfuhr ich, daß wir auf der Insel Malè, der größesten der maldivischen Inseln uns befänden. Ich erfuhr, daß hier ein König mit völlig uneingeschränkter Gewalt über viele Tausende herrsche; daß diese Unterthanen aus fast allen Völkerschaften des südlichen Asiens zusammen gesetzt wären; daß sie größtentheils von denen abstammten, die durch Schiffbruch an diese Eilande geworfen waren; daß die herrschende Religion die Muhamedanische sei; daß der König der Inseln mehrere hundert Sclaven als Eigenthum habe; daß diese die Felder des Königs bauen und die Zehnten von dem Erwerb der Unterthanen zusammen tragen müßten; daß meine Gefährten mit mir in diese Klasse der

königlichen Sclaven gehörten; daß der König außer seiner Leibwache noch einige tausend Schwarze habe, die das Land durchstreifen und an dem Strande auf Schiffbrüchige Jagd machen mußten. Ich erfuhr, daß die Insel, wie die übrigen größern, äußerst fruchtbar sei; daß die Einwohner in mehrere Klassen vertheilt wären — daß die erste derselben das Recht der Vielweiberei habe — daß der König selbst mehr als hundert Gemahlinnen habe, und daß diese nie an des Tageslicht kämen. —

„Und was bist du denn eigentlich?" fragte ich und sah den Verlegenen scharf ins Auge. — „Ich bin einer der Aufseher königlicher Sclaven." — „Bist du denn aber deinem väterlichen Glauben treu geblieben?" — Der Mensch zögerte mit der Antwort; ich wiederholte die Frage. — „Ach Gott!" — sagte er in höchster Unruhe. — „Wozu können Noth und Verzweiflung den Menschen nicht bringen!" — Ich würde den Kerl bedauert und getröstet haben, hätte nicht meine Ueberzeugung mir gesagt, daß er noch „ein böses Gewissen und Verbrechen" hätte hinzusetzen sollen.

Der Tag war schon um mehrere Stunden vorgerückt, als mehrere Boten kamen und wir nun aufbrachen. Der Weg wurde wieder zur Stadt genommen und ich schloß aus allem, daß etwas sehr Merkwürdiges vorgefallen sein müsse. Die Eile, mit der die Boten sprachen; die Angst, der Schrecken, die auf ihren Gesichtern so deutlich zu lesen waren; die gespannte Aufmerksamkeit, mit der die Aufseher die Erzählung anhörten — die Eilfertigkeit, die sie uns zur Pflicht machten — dies alles ließ auf etwas ungewöhnliches schließen. Wir fanden dies in der That. Ein großer Theil der Stadt war ein rauchender Schutthaufen. — Leichen Erschlagener lagen auf den Plätzen umher oder brateten auf den glühenden Aschenhaufen. Das Hauptgebäude, der königliche Pallast war stehen geblieben; seine Festigkeit hatte der Flamme Trotz geboten. Aber der König selbst war mit mehreren seiner Großen ums Leben gekommen, da er mit dem Muthe eines Löwen sein Schloß und seine Weiber vertheidigt hatte. Fast alle die letztern waren in die Gefangenschaft der Siamesen gerathen, die nach vollbrachter Rache und nach vollendeter Plünderung sich so eilig als möglich wieder zu Schiffe begaben, um den

Raub in Sicherheit zu bringen. Der Anblick der Stadt war schaudererregend. Wir konnten wenig davon sehen, da wir gleich wieder abgetheilt in unsere Gefängnisse gebracht wurden. Noch ehe dies geschah bat ich jenen Aufseher dringend uns Franzosen zusammen zu einer Arbeit und in eine Nachtwohnung zu bringen. Er versprachs — ich trauete dem Versprechen wenig; denn ich merkte aus seinem ganzen Benehmen, wie sehr es ihn gereue, sich mir entdeckt zu haben. Indeß in diesem Falle hatte ich mich geirrt; der Mensch handelte besser als ich erwartete.

Wir wurden nach einigen Tagen sehr früh nach dem Walde geführt, um Holz zum Aufbau zu bereiten. Während der Ruhestunde, die uns bei der Arbeit vergönnt war, entfernte sich unser Aufseher; kam aber bald in Gesellschaft der übrigen sechs unserer Landsleute zurück. Ich las aus seinen Mienen, daß er sich glücklich fühlte, uns diesen Dienst erzeigen zu können. Unsere Freude war groß. Mit Worten konnten wir nicht ausdrücken, was wir fühlten; selbst unsere Mitsclaven, die — Gott weiß aus welchen Völkerschaften bestanden, schienen ge=

rührt bei den Aeußerungen unserer Freude; die Wildesten und Rohesten unter ihnen sahen mit einem unverkennbaren Gefühl auf uns. Wie mancher mogte vielleicht unter ihnen sein, der eben so getrennt von den Seinigen lebte, wie wir gelebt hatten! — Wir blieben nicht nur den Tag über zusammen; auch des Nachts wurde uns allen ein Aufenthalt. Wäre die Kette nicht gewesen, wir hätten nicht daran gedacht, daß wir Sclaven waren.

Die Arbeiten in dem Walde nahmen längere Zeit hin; wir kamen jetzt gar nicht in die Stadt; leichte Hütten wurden uns für die Nacht angewiesen; Lebensmittel, Reiß, Hühner, Fische und Früchte waren im Ueberfluß vorhanden — die stark belaubten Bäume gaben uns Schatten — und so waren wir wenigstens glücklicher als Tausende, denen das fehlt was wir genossen — Freundschaft. Erst gegen die Regenzeit, die mit furchtbaren Orkanen verbunden ist, gingen wir nach der Stadt. Jener feindliche Einfall und die Umwälzung, durch den Tod des Königs bewirkt, waren schon beigelegt. Der Bruder des umgebrachten Königs hatte den Thron eingenommen; er herrschte mit

eben der Macht — hätte er nur mit eben der Milde, mit eben der Gerechtigkeit geherrscht, die seinen Vorgänger auszeichneten. Vielleicht war sein Mißtrauen nicht ungegründet; mehrere seiner Großen sollten sich auf die Seite der blutdürstigen Siamesen geschlagen und diese zu jenem Einfall auf Malè bewogen haben.

Der neue König behandelte diese Klasse seiner Unterthanen mit ungewöhnlicher Härte; mehrere derselben fielen als Opfer dieses Mißtrauens, als warnendes Beispiel für Andere. Vielleicht handelte der König gerecht. Aber gewiß war es ungerecht, daß seine Härte sich über die niedern Klassen, besonders über uns arme, bedauerswerthe Sclaven erstreckte. Wir hatten nichts verbrochen; kein Funken Feuers war durch unsre Hand an eine Hütte gelegt; durch uns war kein Eigenthum während der Unruhe gefährdet und kein Tropfen vergossenen Blutes konnte von uns gefordert werden. —

Gleich bei unserm Eintritte in die Stadt bemerkten wir, daß unser Loos drückender, härter und fast unerträglich werden würde. Statt

unserer frühern Aufseher, nahmen uns schwarze, gefühllose Menschen in Empfang; Menschen, die weiter nichts menschliches als die Gestalt hatten. Die Peitsche, die sie trugen, und die sie uns mit einer teuflischen Miene zeigten, ließen auf eine Behandlung schließen, die uns zur Verzweiflung bringen mußte. Sie führten uns nicht in unsere frühere Wohnung, sondern in dumpfe, modrige Felsenkeller mit feuchten Boden; das erste, wodurch sie ihre Gewalt über uns Armen zeigte, war, daß sie uns unsere leichte, lüftigere Kleidung nahmen und uns dagegen ihre lumpigen, groben Gewänder zuwarfen. Unsere leichtern Ketten wurden uns abgenommen; schwerere wurden uns angelegt. Statt der erfrischenden Früchte wurden uns halbverdorbene gereicht, die wir ohne Ekel nicht ansehen konnten. Jenes reinliche Schilflager, auf dem wir nach oft sauern und schwülen Tagen Ruhe und Schlaf fanden, war verschwunden; dumpfes, stinkendes, feuchtes Reißstroh, das schon Jahre lang zum Lager gedient haben mußte; bedeckte den modrigen Boden unsers Kerkers. Die Thür wurde mit Sorgfalt von außen verriegelt und in der, vor dem Ausgange befindlichen Hütte war immer eine Art von

Wache, die uns das elende Essen reichte und auf alles achtete, was in unserm Kerker vorging. Die Regenzeit fing jetzt an — furchtbar wütheten die Orkane; der Donner erschütterte unsern Kerker und strömend drangen die Fluthen ein. Bis an die Knie standen wir im Wasser; und vergebens riefen wir unsere gefühllosen Aufseher und zeigten ihnen die Unmöglichkeit, hier länger auszuhalten. Erst zwei Tage nachher wies man uns einen andern Aufenthalt an; aber welche Arbeit fanden wir hier! Unser neue Kerker war eine große, geräumige Höhle, die aber gewiß seit Jahrhunderten wüste und öde gelegen hatte. Der Boden bestand aus Schlamm, der durch die Länge der Zeit zu einem felsenfesten Kitt geworden war, in welchem herabgefallene Felsenstücke lagen. Dumpf und fast erstickend war die Luft und wurde es immer noch mehr, da wir den Boden der Höhle aufhieben, um sie geräumiger zu machen. Centnerschwere Felsblöcke mußten wir loswühlen und vor dem Eingange der Höle in einen Abgrund wälzen. Und bei allen diesen, unsere Kräfte erschöpfenden Arbeiten schwebte immer die Peitsche des Aufsehers über uns; unsere elenden Nahrungsmittel blieben dieselben; na=

türlich, daß unsere Ermattung immer zunahm; daß wir wie die Schatten in unserm Grabe umher schlichen. Auf diese Art brachten wir die ganze Regenzeit unter furchtbarer, kaum zu ertragender Anstrengung hin; eine dumpfe Verzweiflung ergriff uns alle; wir fühlten tief, daß wir unglückliche Sclaven waren — nur ein Trost blieb uns — der Blick auf die Sommerzeit, in der wir wenigstens in Gottes freier Luft arbeiteten und bei unserm Schweiß uns des lebenden Quells, der erquickenden, saftigen Frucht erfreuen konnten. Die Zeit kam, die Arbeiten und die Mühen erschienen mit ihr; unsere frohern Aussichten aber wurden sehr getrübt. Schon das mußte uns auffallen, daß wir auf Felder geführt wurden, die die Sclaven des Königs sonst nicht bearbeiteten; von der Sprache des Landes hatten wir in dem ersten Jahre schon so viel begriffen, daß wir auf unsere Frage verstanden: der König ließe diese Felder gegen eine Abgabe bearbeiten, und diese mußten wir Armen verdienen. Waren sie vollendet, dann führte man uns Erschöpfte auf die Felder des Königs. Mogten wir noch so ermüdet sein, — mogten wir von den glühenden Sonnenstrahlen gesengt, athemlos niedersinken

— die gefühllosen Schwarzen achteten nicht darauf; ihre Geißel weckte die uns übrig gebliebenen wenigen Kräfte. Fanden wir eine erquickende Frucht, so mußten wir sie wie ein gestohlenes Gut verbergen, dessen Entdeckung uns die größesten Mißhandlungen zuzog. Unsere Aufseher lagen den ganzen Tag in dem Schatten eines belaubten Baumes; ihre Arbeit war Essen und Trinken; ihre Freude waren die empörenden Mißhandlungen, denen wir ausgesetzt waren. Wir waren von der Vorsehung verlassen, vom Schicksal vergessen und was noch das Aergste war — wir blieben des Tages nicht bei einander; man schob uns einzeln unter wildfremde Menschen, die freilich ihr Unglück mit uns gemein hatten; die uns aber nicht trösten konnten. Blos die Nächte blieben uns. Wie wir sie hinbrachten, darf ich nicht erst beschreiben wollen. —

Ich kann hier eine Reihe mehrerer Jahre übergehen; unsere Arbeiten blieben dieselben; unsere Behandlung änderte sich nicht. Fünf der Unsrigen erlagen tödtlichen Seuchen und der völligen Erschöpfung. Wir beneideten sie und thaten dies mit Recht; die Glücklichen

hatten überstanden — ihre Fesseln waren gebrochen und wir drei Unglücklichen trugen sie noch. Mit Todesangst eines Verbrechers, sahen wir uns an; der Gedanke: „Wer von uns mag der Letzte sein?“ erfüllte uns mit herzzerreißender Verzweiflung. In den ersten Zeiten unsers verdoppelten Elendes blickten wir auf die frühern Zeiten unsers Elendes hin; Zeiten, in denen man uns menschlich behandelte — jetzt dachten wir nicht mehr daran; sie waren zu einem Traume geworden, dessen Entschlüpfen man um so weniger bemerkt, je quälender die gegenwärtige Wirklichkeit ist.

Das ganze Land seufzte übrigens unter der Tyrannei seines Despoten. Alle Heiterkeit war geschwunden; allgemein war Furcht, und Mißtrauen zeigte sich auf jedem Gesicht. Gefangennehmungen und Hinrichtungen waren etwas Alltägliches und jeder, selbst der Wohlhabendere, glaubte sich unglücklicher als die andern und — mag es so unglaublich scheinen als es will, so bleibts doch wahr — manche der Ersten des Landes beneidete uns. — Uns, die wir kaum unsere Ketten noch tragen konnten. —

Unsere beiden frühern Aufseher, unsere Landsleute — waren gänzlich verschwunden. Niemand von uns dreien wußte, wohin sie gerathen waren. Eines Morgens wurden wir wie gewöhnlich zu unserer Arbeit geführt; ein starker Zug begegnete uns in dem Walde, durch den wir einen Weg bahnen mußten. Jener Zug bestand aus den Ersten des Landes; deren jeder in einem Palankin von vier Sclaven getragen wurde; der König war an der Spitze. Wie erstaunte ich, da ich unsere beiden frühern Aufseher im schönsten, seidnen Gewande, von Sclaven in einem Palankin getragen, in der Reihe der Edlen des Landes erblickte! So feierlich die Stille, so lautlos die Menge war, so wenig war ich Herr über mich — ich richtete mich auf — ich rief den Namen des Einen — er wandte mir den Blick zu — ich glaubte Theilnahme in seinen Augen zu lesen — und neue Hoffnung drängte sich ins Herz. Am Abend erzählte ich Pierre und unserm dritten Freunde diesen Zug meiner heutigen Geschichte. Pierre theilte seine Hoffnungen mit mir; er äußerte so gar, daß wir vielleicht nächstens eben so in einem Palankin getragen werden könnten. Ganz anders urtheilte der Dritte unserer Freunde. Er er=

klärte unverholen, daß jener Glückspilz uns gewiß vergessen werde. Und wenn auch dies nicht, so wird er, der Vornehme, es gewiß für erniedrigend halten, einem armen Sclaven sein Mitleid — zu schenken. Ich weiß nicht, ob meines Freundes Mißtrauen oder meine und Pierres Hoffnungen gegründet waren; denn das Schicksal, das so oft ganz andere Pläne ausführt, als der Mensch entwirft, entschied hier ganz unerwartet. Zwei oder drei Tage waren vergangen, als wir eines Abends vor unserm Kerker standen, um eingelassen zu werden. Unsre Aufseher achteten weniger auf uns, als auf einen Zug Menschen, der um das Gebäude biegend, sich uns näherte. Auch wir sahen dahin. — Wer mögte unser Erschrecken beschreiben, da wir sahen, wie mehrere Schwarze den einen unserer Landsleute, jenen Aufseher, mit Stricken gebunden führten. Der Unglückliche wurde mehr gezerrt und geschoben, als er ging; er schien in seinem Geiste schon in jenem Jenseits zu sein, das bei dem Blick auf die Vergangenheit eben keine tröstliche Aussicht gewährt. Todesschweiß stand auf seiner Stirn und Verzweiflung lag in seinen zerrütteten Mienen. Er kam uns jetzt näher. Mit wilden Augen blickte er uns an.

„Freunde!" rief er in höchster Todesangst, „betet für meine arme Seele, daß Gott sich ihrer in Gnaden erbarme!" — Kaum ließen seine schwarzen Henker ihm Zeit uns diese Worte zuzurufen. —

Am folgenden Morgen sahen wir den Erwürgten an einem Pfahle hangen. Mir war der Anblick furchtbar. Pierre selbst wurde ernster. — „Sage mir ja keiner" — äußerte er am folgenden Abend, „daß der Mensch seinen verdienten Lohn aus dem Wege gehen kann! Der dort muß in Frankreich stehlen, um in Indien gehängt zu werden!" — Von dem Schicksal des zweiten Landsmanns wußten wir nichts. Es beunruhigte uns, da dieser ein ungleich besserer Mensch war. Wir fürchteten jeden Augenblick ihn in eben einem solchen Zuge zu erblicken.

Unser Sclavenjoch wurde mit jedem Tage drückender und härter; aber so wie es uns ging, ging es allen Unterthanen des Despoten; besonders aber den Sclaven-Aufsehern, dazu die gefühllosesten genommen waren. Sie wurden von ihren Vorgesetzten hart behandelt; kein Wunder, wenn wir dies entgelten mußten. Im

ganzen Lande herrschte ein unverkennbares Mißtrauen. Furcht war auf allen Gesichtern zu lesen; kein offenherziges, trauliches Wort wurde gesprochen, weil der König besoldete Verräther hielt, die manchen sonst Glücklichen auf das Blutgerüste brachten. Vergebens wünschte man die alten Zeiten zurück. —

Seit einigen Tagen hatten wir an unsern Aufsehern eine Veränderung bemerkt; sie waren nicht mehr so hart; sie gestatteten uns manche Erholung — wir Drei wurden des Tages nicht mehr getrennt und arbeiteten zusammen. Es entging uns nicht, daß unsere Aufseher während der Arbeit öfter Fremde bei sich sahen, mit denen sie etwas sehr wichtiges abzumachen haben mußten, denn ihre Vorsicht war außerordentlich. „Da ist etwas im Werke!" — sagte der Dritte unserer Freunde, ein Mann von mehr Erfahrung. — „Am Ende wird es wieder ein Aufruhr. Welche Parthei werden wir nehmen?" — „In Ketten eine Parthei nehmen?" sagte ich und wieß auf unsere Fesseln. — „Mir soll es völlig einerlei sein — dies Leben habe ich satt; der Tod wäre mir am liebsten!" —

Da mit einem Male hörten wir das Knallen vom Feuergewehr. Wir hielten es erst für Donner eines Gewitters — der Lärm in der nahen Stadt und unser eigenes Ohr überzeugten uns vom Gegentheil. —

„Gott! wer doch jetzt frei wäre!" — riefen wir in unserm finstern Kerker und suchten vergebens die Thür zu sprengen. Ein näher kommendes Geräusch zog unsere Aufmerksamkeit auf sich — wir hörten wie die Thüre entriegelt wurde — wir sahen, wie sie sich öffnete — unser Landsmann trat uns entgegen, gebot den Schwarzen uns zu entfesseln — wir bekamen andere Kleider — wir erhielten Waffen. Alles dies war das Werk von einigen Minuten. Rings um uns her war Getöse des wildesten Aufstandes — der Pallast brannte und fremde Menschen, sogar Menschen in europäischer Kleidung und Waffen, vereinigten sich mit den Eingebornen, um der Tyrannei ein Ende zu machen.

Uns war dies alles wie ein Traum. Ich fragte unsern Landsmann. — „Davon mehr auf dem Schiffe!" war seine Antwort. „Jetzt

kommt!" — Wir eilten nach dem Strande — eine Menge Sclaven — jetzt frei, waren hier versammelt — viele Europäer waren darunter. Unser Landsmann sprach mit einem Fremden von Range — es war ein portugiesischer Schiffscapitain. Wir bestiegen sein Schiff — wir erreichten Bengalens Küste — reichlich von unserm Landsmann beschenkt, bestiegen wir ein holländisches Schiff und — glücklich sah ich mein Vaterland nach fast achtjähriger Abwesenheit wieder.

1-76 in [illegible]
77-115 [illegible]

